INHALT

Friedrich Wilhelm Dunckelberg,
ein Mecklenburg-Strelitzer Landbaumeister um 1800 / *Dr. Paul Martins* 7

In memoriam Hans Erich Stier / *Dr. Erika Grüder* 39

Der Dorfschullehrer Wilhelm Goele (1828 – 1908) / *Ulrich Abraham* 41

Der Eine und seine Selbstheiten – Götterdämmerung und Wiederaufbruch
in der Edda / *Otthinrich Müller-Ramelsloh* 46

Spruch / *Hans Franck* 47

Austkrinkdanz / *Otthinrich Müller-Ramelsloh* 48

Ut Dörp un Stadt, Kasern un Schloß (2. Fortsetzung) / *Karl Hacker* 49

Gotthold Ephraim Lessing zum Gedächtnis 54

Du wanderst mit / *Hans Franck* 55

Kaschaelen (Frühling up'm Schillersdörfer Teeraben) / *Klaus Giese* 56

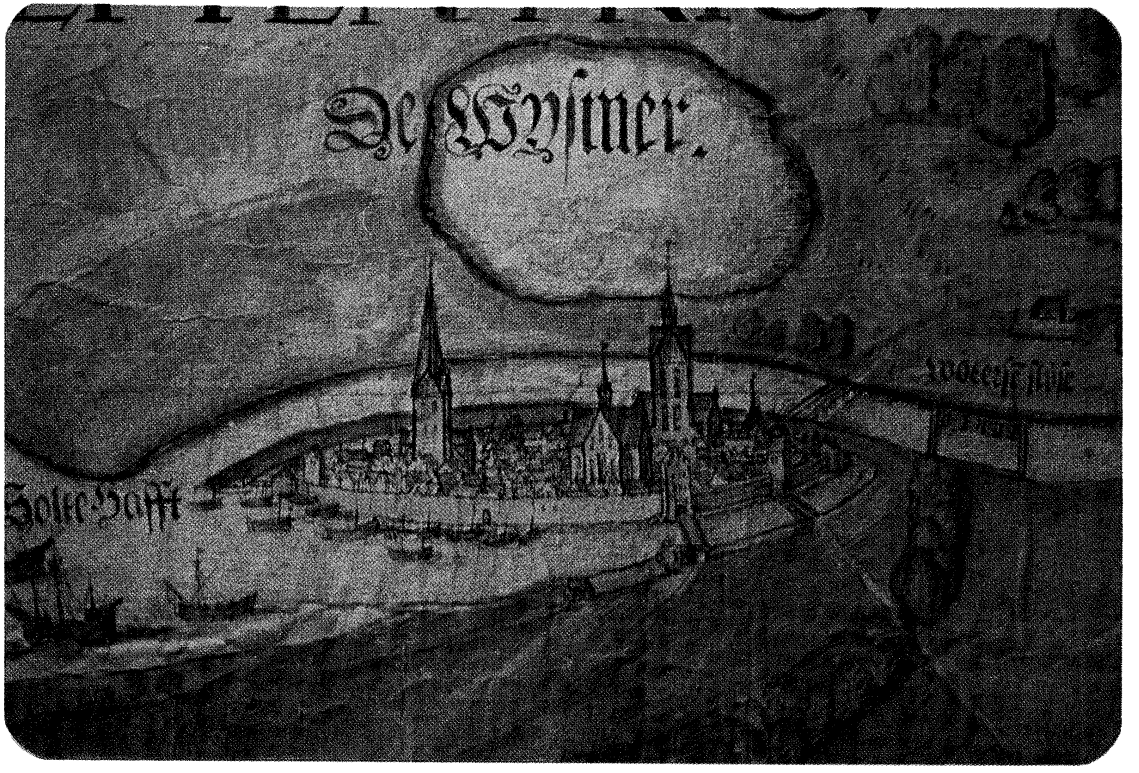
Frühlingstag am Kotzower See / *Klaus Giese* 57

Aus den Memoiren des Polizeirates Michael – Neustrelitz 58

Von alter Landesherrlichkeit / *P. H.* 62

Buchbesprechung 64

Otthinrich Müller-Ramelsloh 65

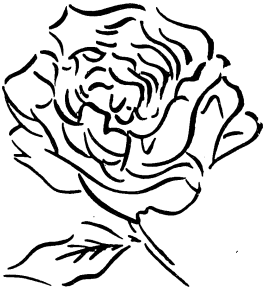


Wismar, ein Bild, das der Lüneburger Maler Daniel Frese um 1605 von dem Kanalverlauf des etwa 1594 in Betrieb genommenen Kanals Dömitz/Elbe nach Wismar/Ostsee angefertigt hat. Im Osten von Wismar erkennt man zwei Kanalschleusen. Im Vordergrund bei der Koggenoor bzw. dem Salzhaff liegen 3 Koggen und vor der Mauer eine Anzahl Ewer, wie sie auf dem Kanal Verwendung fanden.

Archiv: Werner Praefcke.

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



43. Jg. - Nr. 81 Göttingen Sommer 1979

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,— DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:
Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann, 2400 Lübeck, Brahmsstraße 27,
und Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder,
3101 Wieckenberg, Stechinellistraße 11

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

Friedrich Wilhelm Dunckelberg, ein Mecklenburg-Strelitzer Landbaumeister um 1800

Von Dr. Paul Martins, Rostock

Einleitung

Unter den Baukünstlern, die in der Vergangenheit in Mecklenburg-Strelitz wirkten, tritt als ausgeprägte Persönlichkeit besonders Friedrich Wilhelm Dunckelberg hervor, dessen Tätigkeit in die ersten beiden Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts fällt. Während der bedeutendste seiner Vorgänger, J. Löwe, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Reihe größerer Schloßbauten errichtete, fiel Dunckelbergs Wirksamkeit in die Zeit der Napoleonischen Kriege. Schlösser und Palais hatte die vorhergehende Periode genug entstehen lassen, eine ernstere Zeit brachte andere Aufgaben für den Baukünstler. Wie wir in unseren Tagen der Nachkriegszeit und der Wirtschaftsnöte in manchen Dingen wieder an jene ärmlichen, innerlich aber doch reichen Zeiten erinnert werden, so liegt es auch nahe, den Blick auf Dunckelbergs Bauten zu richten, deren schlichte und sachliche Schönheit den Bestrebungen unserer heutigen Baukunst nahe verwandt ist.

I. Das Leben Dunckelbergs

Die Nachrichten über das Leben Friedrich Wilhelm Dunckelbergs sind spärlich. Nur in den Akten des Magdeburger und des Neustrelitzer Archivs finden sich kurze Notizen. Als das Jahr seiner Geburt wird 1773 angegeben. Sein Geburtsort ist Görzke im heutigen Kreise Jerichow (Provinz Brandenburg), das damals zum magdeburgischen Landesteil gehörte. Über seine Jugendzeit verlautet nichts, wir kennen nur sein Bewerbungsschreiben um die Stelle eines Kammer-Ingenieurs in Mecklbg.-Strelitz mit dem Zeugnis des Kgl. Preuß. Oberbaudepartements vom 5. Mai 1795. In diesem Schreiben heißt es:

> „Ich habe mich bisher den mathematischen Wissenschaften gewidmet, auch Gelegenheit gehabt, mich im praktischen Feldmessen zu üben, und, um auch im Baufach profitieren zu können, den Aufbau Ruppins mitgemacht. Habe nachher mehrere mathematische Collegien in Berlin frequentiert und wurde nach angestellter Prüfung laut . . . vom königl. Baudepartement für tüchtig befunden. Mit diesem Attest engagierte ich mich bei der Kgl. Magdeburgischen Kammer, von welcher ich bis jetzt mit Aufträgen versehen werde . . . "

Daraus geht also hervor, daß Dunckelberg zunächst in Neuruppin tätig gewesen ist. Diese Stadt war am 26. 8. 1787 von einem großen Brandunglück betroffen worden. Der Wiederaufbau wurde von der preuß. Regierung sogleich kräftig in die Wege geleitet. Zunächst war von dem Bauinspektor Brasch ein neuer Bebauungsplan aufgestellt worden, in den nächsten Jahren erfolgte dann allmählich der Neuaufbau, für den der König reichliche Hilfsgelder spendete. Die Hauptgebäude, Kirche und Rathaus, sind nach Entwürfen des Oberbaurats Berson ausgeführt. Unter diesem und Brasch wird also der etwa 20jährige Dunckelberg seine erste Ausbildung bekommen haben. Von Neuruppin ging er dann nach Berlin, um die praktische Vorbildung durch theoretische Studien zu ergänzen. Die berühmte Bauakademie bestand damals noch nicht, doch waren bereits von Seiten des Oberbaudepartements Vorlesungen während des Winters eingerichtet. Es lasen in jenen Jahren Geh. Oberbaurat D. Gilly über Baukonstruktion, Schleusen-, Brücken- und Hafenbau, Geh. Oberbaurat Mencelius über „ökonomische" Baukunst, Geh. Oberbaurat Eytelwein über Statik und verwandte Gebiete, Oberbauassessor Zitelmann über Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie und Feldmessen. Außer von diesen ist Dunckelbergs Zeugnis noch unterzeich-

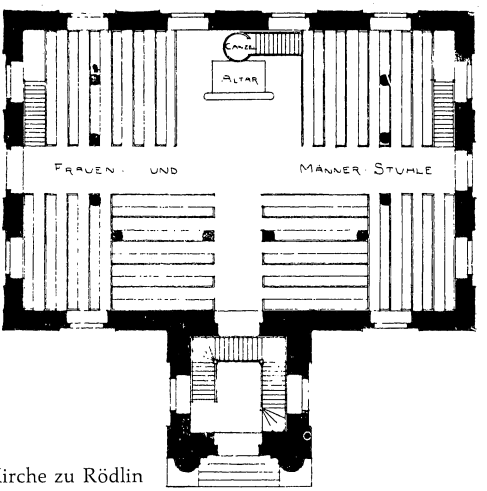
net von Morgenländer, Geh. Forstrat und 1794 Direktor des Oberbaudepartements, von den Architekten Boumann dem jüngeren, Seidel und den beiden Brüdern Riedel, die besonders durch ihre architektonischen Veröffentlichungen bekannt geworden sind. Am 2. Mai 1795 legte vor diesen Herrn der „Candidatus Matheseos" Dunckelberg die Prüfung ab. In dem Zeugnis wurde ihm attestiert, „daß er sich die einem Feldmesser nötigen theoretischen Kenntnisse . . . insoweit verschafft habe, daß er bei fernerem Fleiß imstande ist, sich auch in vorkommenden schwierigen Fällen zu helfen . . . " In diesen sogenannten geometrischen oder Feldmesserexamen wurde die selbständige Anfertigung einer Probekarte und das Attest eines vereidigten Feldmessers verlangt, daß der Prüfling bereits unter dessen Leitung selbst gemessen und nivelliert habe. Hinzu kam die mündliche Prüfung in den drei mathematischen Fächern. Zu einer Anstellung, wo es sich um die Beaufsichtigung von Bauausführungen handelte, berechtigte jedoch dies Examen nicht, dazu war noch die Ablegung des 2., des architektonischen Examens nötig, dem Dunckelberg sich jedoch nicht unterzogen hat. Nach der Prüfung wurde er der magdeburgischen Kriegs- und Domänenkammer überwiesen. Bereits am 15. Juni legte er dort den Diensteid ab, doch scheint man nicht viel Arbeit für ihn gehabt zu haben, da er am 10. August von seiner Heimat Görzke aus um Beschäftigung bittet, da „triftige Beweggründe ihn auffordern, für sein weiteres Fortkommen, wenigstens für den eigenen baldigen Unterhalt zu sorgen." Ihm wurde daraufhin auch gelegentliche Beschäftigung zugesagt, doch wohl ohne daß viel daraus geworden wäre, denn am 6. Juni des folgenden Jahres überreichte er zeichnerische Probearbeiten, die den Beifall des Baudirektors fanden, der ihn aufforderte, doch noch die zweite Prüfung in Berlin abzulegen. Es scheint also sein architektonisches Talent aus den Zeichnungen ersichtlich gewesen zu sein. Am 9. März 1798 erging auch an ihn, wie an alle anderen Feldmesser und Baukondukteure die Anfrage, ob er wünsche, in den neuen preußischen Landesteilen im Osten, wo Baubeamte fehlten, verwandt zu werden. Als einziger erklärte er sich – bei Sicherstellung hinreichender Besoldung – dazu bereit. Doch ist aus seiner Übersiedlung nach Neuostpreußen ebensowenig etwas geworden, wie aus der Ablegung des architektonischen Examens. Am 10. April 1799 richtete er ein Gesuch unmittelbar an den König um stärkere Verwendung als bisher. Ob diese Bitte von tatsächlichem Erfolg gewesen ist, erscheint zweifelhaft, denn die einzige weitere Nachricht über seine Tätigkeit in Magdeburg betrifft nur eine private Wegevermessung im April 1801. Schon vom 27. März 1801 ist sein Bewerbungsschreiben nach Neustrelitz datiert. Die dortige Kammer-Ingenieurstelle war durch das Ausscheiden des Kamm.-Ing. Heyne freigeworden, und schon lagen mehrere Gesuche, meist von geborenen Mecklenburgern, vor. Doch erschien der herzoglichen Kammer, wie sie am 24. Juni an Herzog Carl berichtete, Dunckelberg als der geeignetste Bewerber. Seine beigefügten „Risse" wären „nicht übel", immerhin wäre es ratsam, ihn, bevor man ihn fest anstellen würde, zunächst eine Probearbeit machen zu lassen. Am 1. August 1801 erhielt er den Auftrag zur Vermessung der Meierei Neu-Rhese. Daraufhin kam er nach Neustrelitz, erledigte die Arbeit und reichte die fertig gezeichnete Karte ein. Sie scheint zur Zufriedenheit der Kammer ausgefallen zu sein, denn es wurden sogleich mündliche Verhandlungen mit Dunckelberg angeknüpft. Seine Forderungen, eine feste jährliche Besoldung von 200 rth sowie die Berechnung der Diäten und Vermessungsgelder, wurden bewilligt. Auch für Bauarbeiten wurde sogleich eine Vergütung vereinbart. Im Dezember 1801 scheint der neue Kammer-Ingenieur nach Neustrelitz übergesiedelt zu sein. Am 2. Januar 1802 wies die Kammer die Rentei an, ihm nunmehr jährlich 200 rth., dazu 50 rth. für den Umzug auszuzahlen, gleichzeitig wurde das Forstkollegium beauftragt, ihm jährlich das gewöhnliche Deputat-Brennholz zu verabfolgen, ebenso sollte ihm auch ein „Offizial"-Garten zugewiesen werden. Genau einen Monat später ist die Instruktion an Dunckelberg ausgefertigt,

> „das sich aber bei allen Aufträgen, sie mögen in Vermessungen, Revisionen oder Chartierungen, in Bau- und Reparaturangelegenheiten, in der Aufsicht über Ziegeleien, Kalköfen und Torfstechereien, Mitwirkung bei Bonitierungsgeschäften oder, worin es sonst sei, bestehen, mit allem Fleiß nach seinen besten Kräften zu unterziehen habe".

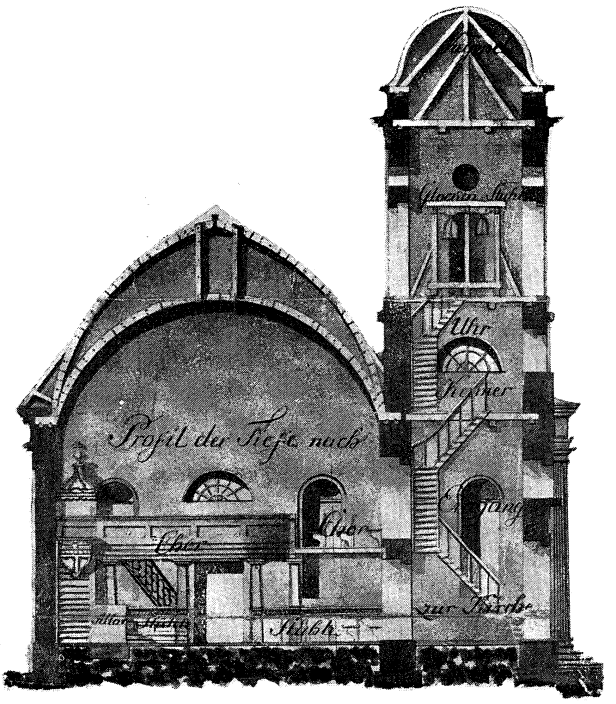
Daraufhin legte er am 13. Februar den Diensteid ab und gehörte also nunmehr zu den herzoglich mecklenburg-strelitzschen Beamten. Wie wir im folgenden sehen werden, stand ihm sogleich eine Fülle von Arbeit bevor, an der er seine architektonischen Fähigkeiten zeigen konnte. Am 1. Feburar 1806 erfolgte seine Ernennung zum Landbaumeister und Erhöhung seines Gehaltes auf 350 rth., nachdem er sich mit einer Bitte an den Landesherrn gewandt hatte, ihm sein Einkommen zu erhöhen, da ihm in seiner Heimat eine ähnliche Stellung angeboten sei. Gleichzeitig mit ihm wirkte als Hofbaumeister in Neustrelitz Christian Philipp Wolff, ein geborener Waldecker, der die unmittelbar für den Hof errichteten Bauten leitete, wie den Umbau des Schlosses in Neustrelitz, des Neubrandenburger Palais, den Bau des Luisentempels im Park von Hohenzieritz und anderer kleiner Bauwerke. Er starb schon 1820, sein Nachfolger wurde Friedrich Wilhelm Buttel, der auf Empfehlung Schinkels nach Neustrelitz gekommen war. Als dessen Schüler verstand er es besser, dem Geist der Zeit Rechnung zu tragen als Dunckelberg, der noch aus der älteren Schule stammte. Unser Meister erhielt nunmehr keinerlei architektonische Aufträge mehr und trat neben seinem jüngeren Kollegen, der bald zum höchsten Baubeamten aufrückte und sich in der Gunst des Hofes sonnte, völlig in den Schatten. Nur bei wasserbautechnischen Arbeiten, wie der Erbauung des Kammerkanals und der Kanalisierung der Havel, findet sich noch sein Name in den Akten, aber auch hier konnte er nicht ganz selbständig arbeiten, sondern war dem mecklenburg-schwerinschen Oberbaurat Wünsch unterstellt. Auf diese Arbeiten sowie auf seine sonstige Tätigkeit als Vermessungsingenieur soll im folgenden nicht näher eingegangen werden. Eine letzte Notiz in den Akten meldet seinen Tod: Der Landbaumeister Dunckelberg ist am 12. Februar 1844 verstorben. Seine Gattin, Johanna, geb. Brömel überlebte ihn noch um 10 Jahre. Sie stammte aus Ellrich am Südrand des Harzes. Ein schmiedeeisernes Grabkreuz auf dem alten Neustrelitzer Friedhof und dürftige Kirchenbuchnotizen werfen Licht auf einen schweren Schicksalsschlag in seiner Familie. Im Jahre 1811 starben innerhalb weniger Wochen fünf Kinder im Alter von 12 Jahren bis zu 13 Monaten an der Ruhr. Am 13. September 1812 wurde den schwergeprüften Eltern wiederum ein Sohn, Ulrich geboren. Er ergriff den Beruf seines Vaters und wurde im Jahre 1840 sein Mitarbeiter. Am 14. April 1851 wurde er zum Landbaumeister ernannt, er starb schon 1862.

II. Die Kirchenbauten

Dunckelbergs Bauten stammen alle aus den ersten zwanzig Jahren seiner Tätigkeit in Mecklenburg, also aus seinem reifen Mannesalter. Seine mannigfache Tätigkeit auf den verschiedenen Gebieten der Bauunterhaltung und des Vermessungswesens sowie der



Grundriß der Kirche zu Rödlin



Kirche zu Rödlin (Querschnitt)

Verwaltung war so umfangreich, daß ihm für die Anfertigung der Zeichnungen und Anschläge zu den Bauten meist nur in den Wintermonaten Zeit blieb. Die meisten Entwürfe stammen aus den Jahren 1802 – 1807, später, in und nach den Kriegsjahren, kam infolge der allgemeinen Erschöpfung der Kassen die Bautätigkeit fast ganz ins Stocken, und es galt noch mehr als schon in den Jahren vorher, äußerste Sparsamkeit bei allen Bauten walten zu lassen.

Die Bauten unseres Meisters, die am meisten Interesse zu erwecken vermögen, sind seine Kirchen. Obwohl alle fünf nur kleine ländliche Bauten für ganz kleine Gemeinden sind, so haben sie doch als Lösungen der Frage des protestantischen Kirchenbaus ihre besondere Bedeutung. Um 1800 sind in Deutschland verhältnismäßig wenige Kirchen gebaut, die eigentliche Blütezeit protestantischer Kirchenbaukunst liegt in einer früheren Zeit, dem Anfang und der Mitte des 18. Jahrhunderts. Dunckelbergs Kirchen sind die letzten selbständigen Schöpfungen, ehe mit Buttel auch in Mecklenburg-Strelitz die Nachahmung der mittelalterlichen Formen und damit der Verzicht auf die Gestaltung der Kirche als Predigtraum einsetzte. An die vielen Kirchenbauten des 18. Jahrhunderts im Strelitzer Lande knüpft Dunckelberg eigentlich nicht an, nur an einer, dem achteckigen kleinen Zentralbau von Weisdin, der wieder mit märkischen Bauten verwandt ist, sind Verbindungsfäden mit seinen Rundkirchen zu spüren.

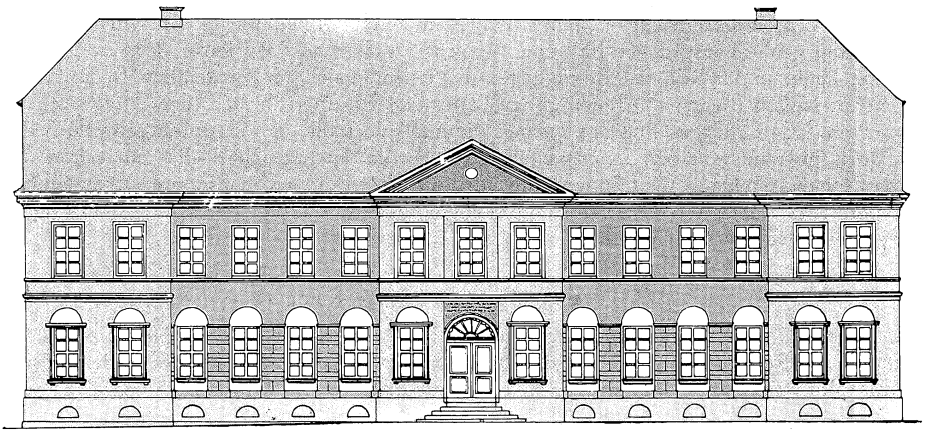
1. Die Rödliner Kirche

Die stattlichste und umfangreichste der Kirchen Dunckelbergs ist die zu Rödlin. Ihre Baugeschichte erzählt von den mancherlei Schwierigkeiten, die ihrer Ausführung und Vollendung im Wege standen. Ihre Vorgängerin war ein massiver mittelalterlicher Bau, dessen Turm jedoch so baufällig geworden war, daß er 1805 abgebrochen werden mußte.

Dabei wurde die Kirche selbst so schwer beschädigt, daß kein Gottesdienst mehr in ihr abgehalten werden konnte. So wurde ein Neubau erforderlich, doch konnte man sich zunächst noch nicht über den Bauplatz einigen. Der Baukondukteur, spätere Hofbaumeister Wolff, der den Abbruch beaufsichtigt hatte, bat, ihm den Bau zu übertragen. Er sowohl wie Dunckelberg wurden am 2. September 1805 mit der Anfertigung von Rissen beauftragt. Dunckelberg überreichte seine Arbeit der Kammer am 9. Januar des folgenden Jahres, während Wolff die seine direkt an den Herzog geschickt hatte, der sich zunächst darüber anerkennend äußerte. Über seines Kollegen Riß urteilte Wolff recht scharf, er schrieb:

> „Ich habe zufällig den Riß von Dunckelberg gesehen, derselbe hat ein Dach gezeichnet, was garnichts taugt, noch weniger für die Dauer ausführbar ist, aber sein Anschlag ist auch um 1000 und einige 100 rth. wohlfeiler, eine vortreffliche Ersparung!"

Doch Wolffs Projekt erfuhr durch die Kammer eine scharfe Ablehnung. Zunächst wäre Dunckelbergs Entwurf wesentlich billiger (3139 gegenüber 4822 rth.), dann aber würde Wolffs Kirche eher in eine reiche Stadt als in das kleine Rödlin passen. „Die Einheit des Innern und Äußern, das Große und Erhabene vermissen wir bei Wolff. Die Fenster sind wie bei Wohnhäusern . . . " Auch große Fehler im Kostenanschlag wurden gerügt. Daraufhin wurde am 23. März 1806 die Ausführung des Baus nach Dunckelbergs Riß vom Herzog genehmigt. In demselben Frühjahr wurde die alte Kirche vollends abgerissen, auch der neue Bauplatz endgültig festgelegt. Aber der Bau selbst konnte weder in diesem noch im folgenden Jahre begonnen werden, da die kriegerischen Verwicklungen dazwischen traten. Erst am 19. September 1807 nach Abschluß des Tilsiter Friedens erging an das herzogliche Amt zu Strelitz die Aufforderung, dafür Sorge zu tragen, daß der Bau im nächsten Frühjahr rasch betrieben werden könne. Zur Finanzierung war das Vermögen der Kirche in Höhe von 3250 rth. gekündigt worden, doch hatte man gehofft, daß der Herzog die Hälfte der Kosten übernehmen würde, um nicht das ganze Kapital aufzehren zu müssen. Nach dem Kriege riet die Kammer zu einer billigeren Ausführung des Baus in Fachwerk, doch ging der Herzog darauf nicht ein, allerdings sollte der Turm nur bis zur Höhe des Kirchendachs ausgeführt werden. Seine Vollendung wurde schließlich doch, nachdem Dunckelberg nachgewiesen hatte, wie gering diese Einsparung sein würde, genehmigt. Im Frühjahr 1808 begann dann tatsächlich der Bau. Noch in demselben Jahr wurden die Mauern ganz hochgeführt, das Dach scheint 1809 aufgebracht zu sein. Infolge Mangels an Ziegelsteinen traten aber am Turmbau Verzögerungen ein, er wurde erst im Jahre 1811 weiter- und 1812 zu Ende geführt. 1813



Das alte Gymnasium Carolinum in Neustrelitz, erbaut 1804–07 von Fr. W. Dunckelberg. Der Aufriß zeigt die beim Neubau seinerzeit vermutlich ausgeführte farbige Behandlung der Fassaden. (Siehe hierzu auch Seite 23, Das Schulhaus zu Neustrelitz).

Kirche zu Rödlin (1808-1813)

wurde endlich die Orgel aufgestellt, und am 28. November dieses Jahres konnte die feierliche Einweihung erfolgen. Die Gesamtkosten hatten den Anschlag doch wesentlich überschritten, sie betrugen etwas über 4000 rth. Schon zehn Jahre später mußte das Bohlendach der Kirche mit der inneren gewölbten Decke entfernt werden.

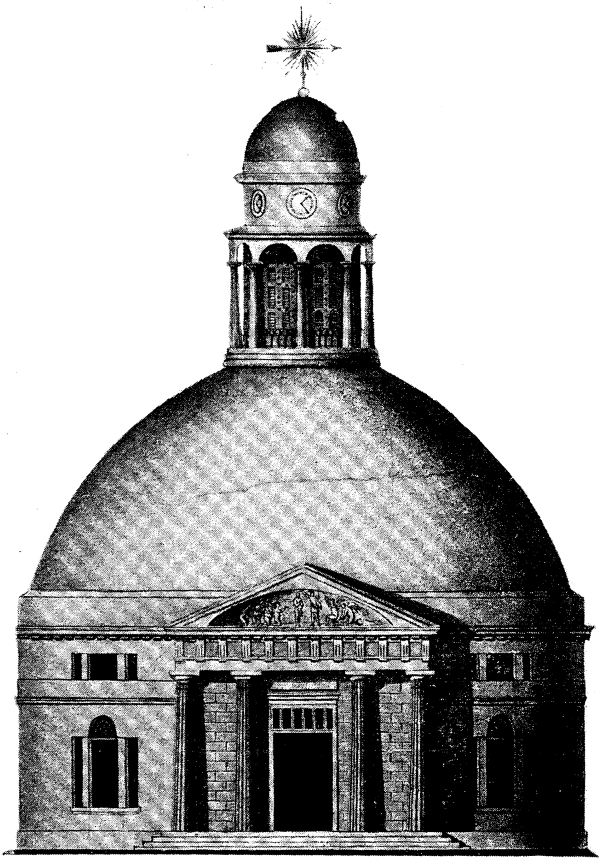
Die beiden Projekte Wolffs und Dunckelbergs haben sich bei den Akten erhalten. Dem Urteil der Kammer über die Wolffsche Arbeit werden wir noch heute beistimmen; zwar ist die Umrißlinie des Baus von bedeutender Wirkung, aber die Art, wie der schlecht belichtete Innenraum unter der ganz zwecklosen Kuppel mit ihrer hohen Laterne angeordnet ist, zeigt kein großes architektonisches Talent. Dagegen zeigt Dunckelbergs Entwurf, dem die Ausführung genau entsprochen hat, eine typische Dorfkirche. Der Turm steht in der Mitte der Längsseite, an der Rückwand ihm gegenüber befindet sich der Kanzelaltar. In den Mitten der Schmalseiten liegen Nebeneingänge, eine Anordnung ähnlich der Stadtkirche in Neuruppin. Das Untergeschoß des Turmes dient als Vorhalle, den Haupteingang flankieren zwei dorische Säulen. Über dem zweiten, schlankeren Turmgeschoß sitzt ein achteckiger Aufbau mit Kuppeldach. Der Innenraum wird auf drei Seiten von Emporen umzogen, ihn überspannte früher eine halbkreisförmige Bohlenkonstruktion, die 1823 von Buttel durch die flache Bretterdecke ersetzt wurde.

2. Die Schillersdorfer Kirche

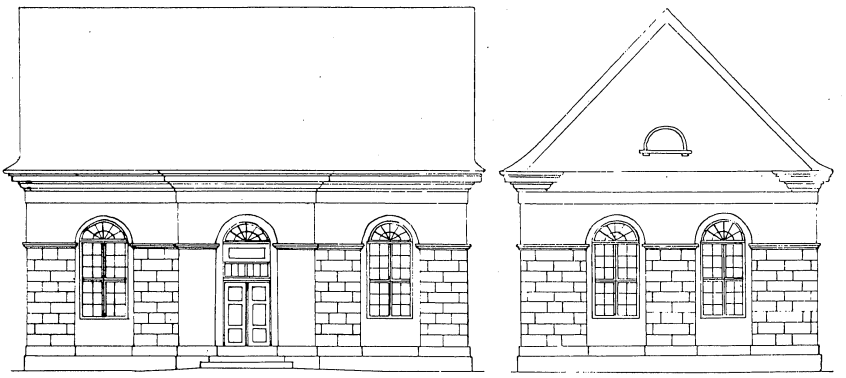
Die kleine Kirche zu Schillersdorf ist ebenfalls ein rechteckiger Bau. Sie ist zehn Jahre jünger als die Rödliner. Am 15. Februar 1815 berichtete das Amt zu Mirow an den Herzog, daß die alte Kirche sehr baufällig und ein Neubau dringend erforderlich wäre. Es wäre Pflicht, dadurch Gott für die Rückkehr des Friedens zu danken. Der alte in Fachwerk errichtete Turm könnte stehen bleiben, er bedürfte nur einiger Ausbesserungen. Das Amt fügte gleich einen Riß bei, vermutlich eine Arbeit des Zimmermeisters Sopha in Mirow. Erst am 5. März 1816 genehmigte der Landesherr die Ausführung des Baues, aber nach dem

inzwischen von Dunckelberg angefertigten Riß „. . . doch mit Vereinfachung der äußeren Verzierung und namentlich Weglassung der Pilasterverzierung". Worin diese bestanden hat, ist leider nicht mehr festzustellen, da die Zeichnung nicht erhalten ist. Die Bauausführung wurde dem Amt übertragen, die Kosten, soweit sie nicht das Kirchenärar tragen konnte, übernahm die Kammer, dazu wurde das Material kostenlos hergegeben. Schon am 23. März erging der Befehl „an die kleinen Leute in Schillersdorf" und den Nachbardörfern, die alte Kirche abzubrechen. Noch in demselben Jahre wurde der Rohbau, der innere Ausbau in der ersten Hälfte des folgenden fertiggestellt. Am 7. September 1817 fand die feierliche Einweihung statt. Zur Verschönerung der Feier kamen die sangeskundigen Töchter der Mirower Beamten und ein besonderes Orchester. Zum Schluß fand im Pfarrhaus ein Mittagessen statt, bei dem es hoch hergangen sein mag: geriet doch der Amtsrat Masch bei Empfang der Unkostenrechnung des Pastors in die größte Verlegenheit über ihre Höhe, die in keinem Verhältnis zu den nur etwa 33 Gästen stünde. Die Kosten wurden schließlich erstattet, aber ausdrücklich auf das Unangemessene solchen Aufwandes hingewiesen.

Die Kirche ist ein wesentlich kleinerer und einfacherer Bau als die Rödliner. Der Grundriß ist ein Rechteck von 15 und 10 Meter Seitenlänge. Den Bau bedeckt ein Satteldach mit zwei Giebeln, von denen der westliche durch den Turm – einen ungeschickten Neubau von 1891 – verdeckt wird, während der östliche nicht mehr den alten Zustand zeigt. An der Südseite



Entwurf Wolffs für die Kirche zu Rödlin (nicht ausgeführt)

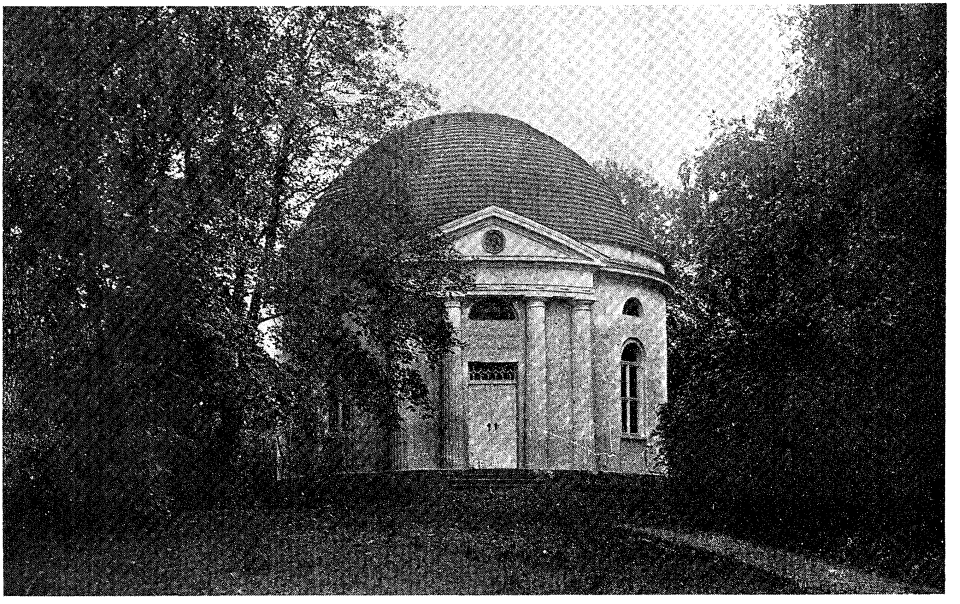


Kirche zu Schillersdorf

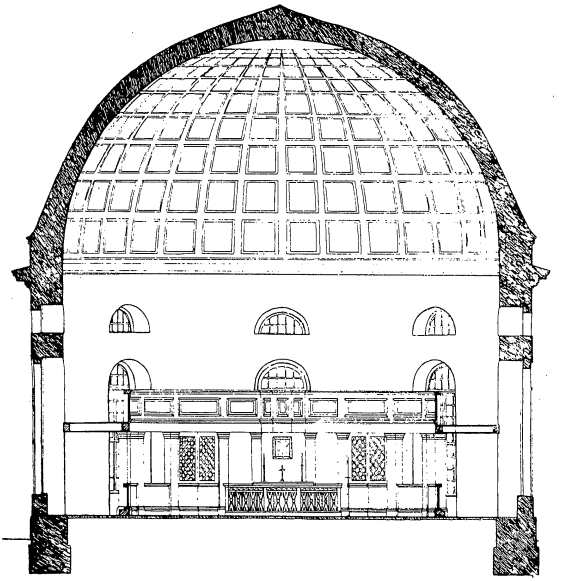
befindet sich zwischen zwei Fenstern in einem schwach vortretenden Risalit der einzige Zugang zur Kirche. Das Innere enthält zwischen den beiden Fenstern der Ostwand den Kanzelaltar, eine Arbeit der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Westwand und die Hälften der Nord- und Südwand sind von Emporen umzogen.

3. Die Hohenzieritzer Kirche

Der wertvollste und künstlerisch am höchsten stehende Kirchenbau unseres Meisters ist die Hohenzieritzer Kirche. Leider ist aus den Akten nichts über ihre Baugeschichte zu entnehmen, nur das Datum der Einweihung, der 5. Oktober 1806, steht fest. Hohenzieritz war der Lieblingsaufenthalt Herzog Carls, das Schloß war 1790 zweistöckig ausgebaut und mit einer großen Pilasterstellung dekoriert, die beiden Seitenpavillons mit Mansarddächern



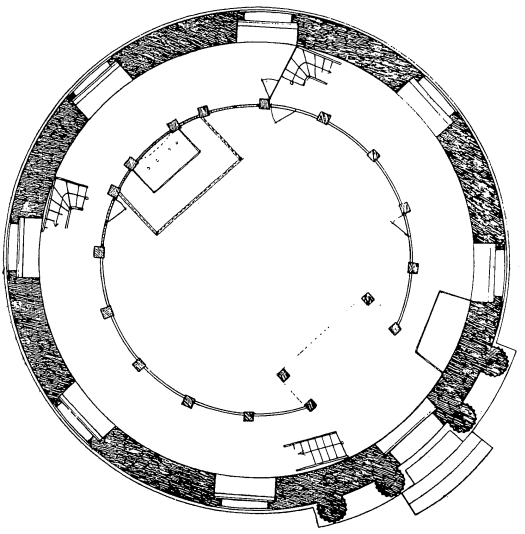
Kirche zu Hohenzieritz



Kirche zu Hohenzieritz

waren schon 1776 errichtet. Den langgestreckten Rasenplatz vor dem Schloß schließt nach der Dorfstraße zu alter dichter Baumbestand ab. In dessen Schatten liegt seitlich, von der Straße aus kam sichtbar, auf einem kleinen Hügel die Kirche. Wenn man aber vor dem Schloß steht, schweift ungehindert der Blick hinüber zu dem weißen Bau mit seiner Säulenfront und dem roten Kuppeldach. Die Maße der Kirche sind nur gering: der äußere Durchmesser des kreisförmigen Grundrisses beträgt etwa 13 1/2 Meter, die Höhe bis zum Hauptgesims wenig über 7 Meter, aber die großen, wenig gegliederten Formen geben ihr eine Monumentalität, die oft größeren Bauten abgeht.

Den Haupteingang flankieren auf jeder Seite zwei Dreiviertelsäulen, die ein vollständiges Gebälk tragen. Dessen Gesims bildet gleichzeitig den unteren Teil des den ganzen Bau umziehenden Hauptgesimses, mit dem es sich verkröpft. Diese Vorlage mit den Säulen, die ein Giebel krönt, liegt nicht in einer geraden Ebene, sondern folgt der Kreislinie des Hauptbaues. Die Säulenabstände entsprechen seitlich zwei, in der Mitte drei Triglyphen-Abständen. Über der Tür befindet sich die Inschrift „Der öffentlichen Gottesverehrung Carl Herzog zu Mecklenburg 1806", darüber ein halbkreisförmiges Fenster. Im Innern ist man durch die bedeutende Wirkung des kleinen Raumes überrascht. Ringsum läuft eine Empore, die auf quadratischen Holzpfeilern in klassizistischer Formgebung ruht. Alles Holzwerk ist weiß gestrichen und mit schmalen Goldstreifen sparsam belebt. Unten zwischen den Pfeilern läuft eine niedrige Schranke ringsum. Dem Eingang gegenüber ist sie neben dem Altar durch bis zur Empore reichende Holzvergitterung erhöht, hinter dem Altar ist der Raum zwischen den Pfeilern ganz geschlossen. Das Gebälk über den Pfeilern und die Brüstung der Empore sind reich profiliert. Eine dreiseitige Auskragung der Brüstung dient als Kanzel. Unter ihr steht der Altar, der nur durch ein kleines Bild des dornengekrönten Heilandes geschmückt ist. Über dem Eingang, der Kanzel gegenüber, steht auf einer größeren Auskragung der Empore die Orgel. Im Gegensatz zu der gegliederten und fein profilierten Einfassung des mittleren, nur 8 Meter im Durchmesser großen Raumes, ist die eigentliche Wandfläche ganz glatt. In Höhe des äußeren Hauptgesimses geht sie in die Kuppelfläche über. Anstelle der ganz fehlenden plastischen Gliederung vermittelt ein gemaltes breites Gesimsband den Übergang zu der ebenfalls gemalten Kuppel. Diese ist mit stark perspektivisch wirkenden



Kirche zu Hohenzieritz (Grundriß)

Kassetten sehr geschickt dekoriert. Der Scheitel der Kuppel ist ursprünglich – wie beim römischen Pantheon, dem Vorbild aller Zentralbauten des Klassizismus –, offen gewesen, mußte aber schon 1810 geschlossen werden.

4. Die Dolgener Kirche

Im Jahre 1796 war zu Dolgen im Amt Feldberg eine neue Kirche in Fachwerk errichtet, die jedoch schon nach wenigen Jahren infolge Schwammes am Holzwerk Reparaturen notwendig machte. Beim Auswechseln der Schwellen stürzte der ganze Bau zusammen und begrub den Zimmerpolier unter sich. So wurde schon wieder ein Neubau erforderlich. Der von Zimmermeister Schmidt in Feldberg angefertigte Riß, eine einfache Saalkirche mit Turm, kam jedoch nicht zur Ausführung, sondern auf herzoglichen Befehl ein Entwurf Dunckelbergs. Der Bau wurde in den Jahren 1805 und 06 errichtet und im Mai 1807 eingeweiht. Aber wie über dem vorigen schien auch über diesem Bau ein Unstern zu walten, fortwährend wird von Schäden berichtet, meist an der Bohlenkonstruktion des Daches.

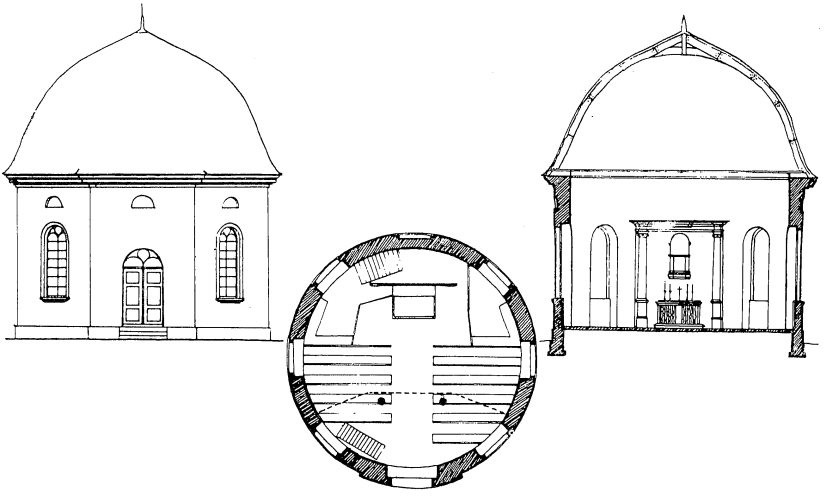
Die Kirche ist wenig kleiner als die Hohenzieritzer, unterscheidet sich aber vor allem durch den Laternenaufbau von ihr. Die Verhältnisse sind gedrückter als dort. Die sechs Fenster schließen nicht in reinem Halbkreis-, sondern im Segmentbogen, vielleicht nur ein Fehler der Ausführung durch die noch mehr in den barocken Formen geübten Handwerker. Über den Fenstern zieht sich ein Fries von etwas gestelzten Rundbögen hin. Die Tür befindet sich in einer Wandvorlage ohne weitere Hervorhebung. Über dem Kuppeldach sitzt schwer und gedrückt die einst mit Schindeln gedeckte Laterne. Das Innere schließt nach oben eine flache Bretterdecke, da der ganze Dachraum von der Konstruktion der Laterne, die eigentlich auch die Glocken tragen sollte, eingenommen wird. Die beiden Stützen in der Mitte der Kirche, die durch einen Bohlenkranz die Dachkonstruktion tragen helfen, sind vermutlich bei späteren Reparaturarbeiten für erforderlich angesehen. Das Innere ist sehr einfach ausgestattet, der Kanzelaltar mit seinen zopfigen Formen stammt entweder noch aus der früheren Kirche oder ist ohne Dunckelbergs Mitwirkung von einem Tischler aus Feldberg oder Woldegk angefertigt.

5. Die Gramelower Kirche

Die dritte der Dunckelbergschen Rundkirchen steht zu Gramelow im Amt Stargard. Die baufällig gewordene alte Kirche wurde 1803 oder 04 abgebrochen, der Bau der neuen jedoch erst 1805 und 06 ausgeführt, da es auf den herzoglichen Ziegeleien vorher an Steinen fehlte. Anfang 1807 fand die Einweihung statt. Durch die lange Verzögerung und die inzwischen eingetretenen Kriegswirren wurde der Bau weit teurer als veranschlagt, statt 533 rth. wurden 1059 verbraucht. Die Kosten hatte ursprünglich die Kirchenkasse selbst aufbringen wollen, durch Verkauf von Liegenschaften usw., zur Zahlung der endgültigen Summe war sie aber nicht imstande.

Der innere Durchmesser der Kirche ist etwas kleiner als in Dolgen, doch ist die Höhe größer. So ergeben sich schlankere Verhältnisse als dort, die mehr denen des Hohenzieritzer Baus nahekommen. Wie bei diesem sind die Fenster in Rundbogen geschlossen, auch eine Halbkreisblende darüber entspricht den dortigen kleinen Fenstern. Die Sprossenteilung der Fenster und der Tür scheint von einer späteren Änderung herzurühren. Das Innere ist wie in Dolgen flachgedeckt, der Kanzelaltar ist wie dort nicht als eine Arbeit Dunckelbergs anzusprechen.

Das, was alle diese fünf Kirchen gemeinsam haben, ist die Betonung ihres Innenraumes als einfache Predigtkirche, wie es in der Überlieferung des 18. Jahrhunderts lag, und die straffe und kraftvolle Zusammenfassung der Außenform zu einem eigenen trotz der relativen Kleinheit monumentalen Ausdruck. Ihnen fehlt der romantische und malerische Reiz alter Dorfkirchen, die einfachste Lösung der Aufgabe war das Gebot der ärmlichen Verhältnisse, und Dunckelberg verstand ihm nachzukommen. Allein die Hohenzieritzer Kirche ist außen und innen reicher durchgebildet, nur an ihr können wir sehen, wie der Meister einen Bau zu gestalten wußte, wenn ihm nicht äußerste Sparsamkeit die Hände band. Aber diese eine verdient auch den bedeutendsten der überhaupt nicht zahlreichen Kirchen der Zeit um 1800 zugezählt zu werden.



Kirche zu Gramelow (Ansicht, Grundriß und Querschnitt)

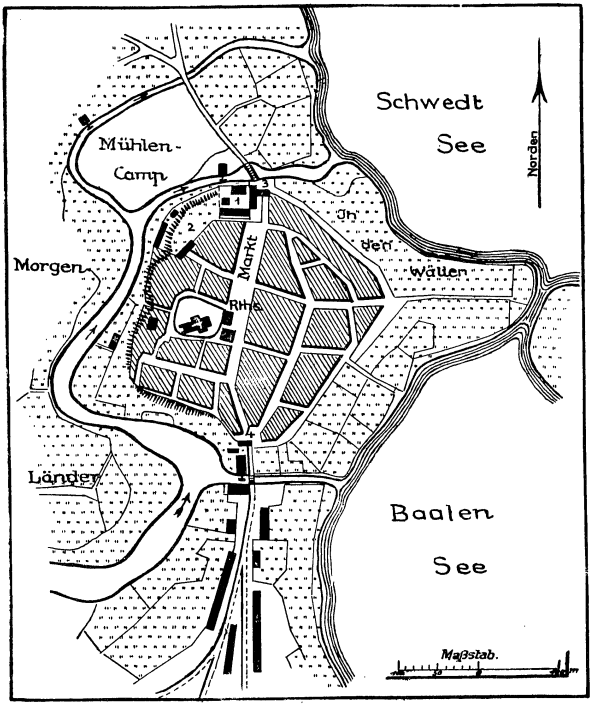
III. Der Wiederaufbau von Fürstenberg

1. Allgemeines. Der Bebauungsplan

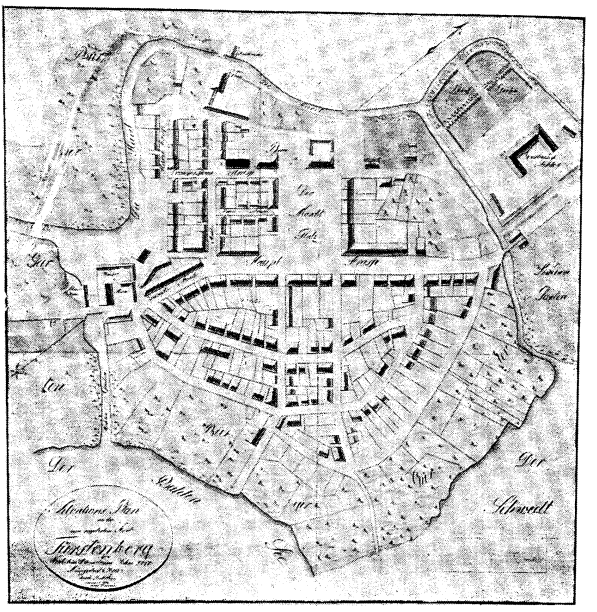
Eine einzige größere städtebauliche Aufgabe ist Dunckelberg zuteil geworden, und auch nur zum Teil hat er sie durchführen und vollenden dürfen, der Wiederaufbau von Fürstenberg, der südlichsten, zwischen Seen und Havelarmen reizvoll gelegenen Stadt des Landes. Erst 1798 war Fürstenberg von einem verheerenden Brande heimgesucht und viele Häuser eingeäschert worden. Ein zweites, noch größeres Brandunglück traf den Ort am 26. März 1807. Während bei dem ersten Brande besonders der östlich der Hauptstraße und des Marktes gelegene Teil betroffen war, brannte nun fast die ganze nordwestliche Hälfte mit Kirche, Pfarrhaus und Rathaus nieder. 90 Wohnhäuser wurden in Schutthaufen verwandelt, 200 Familien obdachlos. Schon bei dem vorigen Brande hatte der Herzog zum Wiederaufbau beigesteuert, noch umfassender mußte er diesmal eingreifen, waren doch ohnehin durch die Kriegszeit die Mittel der Stadt und Bürgerschaft knapp geworden. Herzog Carl setzte zur Überwachung des Wiederaufbaus eine Kommission ein, bestehend aus dem Landdrost von Genschow, dem Oberjägermeister von Behm und dem Landbaumeister Dunckelberg. In ihrer Instruktion heißt es:

> „. . . daß ihr insbesondere euer Augenmerk darauf richtet, daß 1) der vorhandene Raum so zweckmäßig als möglich genutzt, 2) daß nicht feuergefährlich und polizeiwidrig gebaut, 3) daß keiner der Neubauenden gegen die Regeln einer wichtigen städtischen Bauart verstoße und 4) die von Uns zu Hilfe zu verleihenden Baumaterialien richtig und zweckmäßig verwandt werden."

Zunächst wurde verboten, sogleich planlos mit dem Bauen zu beginnen, um nicht von vornherein alle Möglichkeit zu umfassenden Maßregeln zu unterbinden. Am 2. Juni mahnte Herr von Genschow den Magistrat, endlich den Schutt so weit aufzuräumen, daß mit der

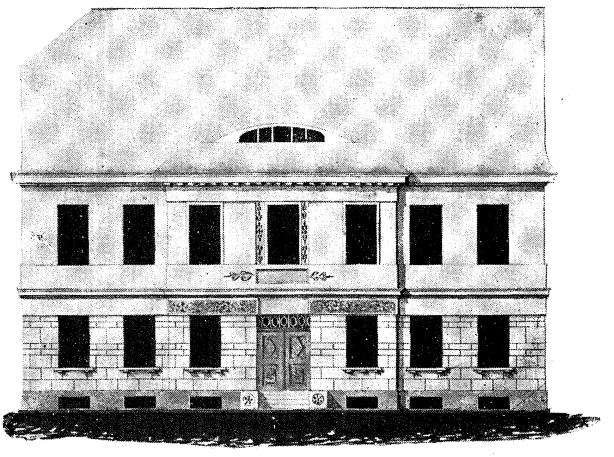


Fürstenberg vor 1806



Plan der Stadt Fürstenberg nach dem Brand

Vermessung begonnen werden könne. An der Verzögerung wird die Unsicherheit der politischen Verhältnisse mit schuld gewesen sein. Fünf Wochen später nahm Dunckelberg einen genauen Plan aller abgebrannten Grundstücke auf. Auf dieser Grundlage fertigte er den neuen Bebauungsplan an, der die alten schiefwinkligen Grenzen völlig beseitigte und das ganze Gebiet neu aufteilte. Am 20. August überreichte die Kommission dem Herzog diesen Plan, anschließend ein Protokoll, das die Namen aller „Abgebrannten" und die Angabe enthielt, ob, wie und wann sie wiederaufbauen wollten. Bei dem Plan wurde vermerkt, daß alle Häuser am Markt und an der Hauptstraße zweistöckig aufgeführt werden sollten. Wer damit nicht einverstanden wäre, sollte an anderer Stelle einen Bauplatz erhalten. Zwischen allen Häusern waren Torwege von 10 Fuß Mindestbreite vorgesehen, um einen Schutz bei Feuersgefahr zu haben; nur, wer massiv bauen wolle, dürfe den Zwischenraum überbauen. Bereits sechs Tage später sandte der Herzog den Plan genehmigt zurück, auch den scharfen Eingriffen in die bestehenden Grundstücksverhältnisse stimmte er zu, sowie der Verlegung von Kirche und Friedhof. Ebenso wurde der Vorschlag der Kommission genehmigt, daß das Bauholz aus den landesherrlichen Forsten und die Steine aus der Ziegelei in Priepert allen Abgebrannten und nicht nur den besonders Bedürftigen, wie es beim vorigen Brande gehalten, umsonst gegeben werden sollten. Nun wurde der Plan in Fürstenberg öffentlich ausgelegt, um den Beteiligten Gelegenheit zu geben, etwa Einspruch dagegen zu erheben. Nur wenige beschwerten sich über die Verlegung ihres Grundstücks, und auch diese erklärten sich, nachdem man ihnen die Vorteile auseinandergesetzt, damit einverstanden. Noch später beklagt sich einer der Beteiligten, daß er ein Grundstück auf dem früheren Friedhof erhalten habe, das zu bebauen er sich nicht entschließen könne. Die Kommission wies ihn jedoch ab, da sonst der ganze Plan hinfällig würde. Auf ein anderes Gesuch hin wurde schließlich die Überbauung des Torwegs auch dann gestattet, wenn nur die Front und der Giebel zum Nachbarn hin massiv aufgeführt würden. Im übrigen aber wurden die einmal erlassenen Vorschriften streng durchgeführt, so wurde z. B. einem Bürger, der gleich nach dem Brande in seinem vor der Stadt gelegenen Garten ein Haus zu bauen angefangen, sein Gesuch um kostenloses Baumaterial abschlägig beschieden. Es wäre nicht ratsam, den Bau von Häusern vor der Stadt zu fördern, damit nicht im Innern wüste Plätze liegen blieben.



Das Brunnemannsche Haus in Fürstenberg (jetzt Rathaus) Vorderansicht

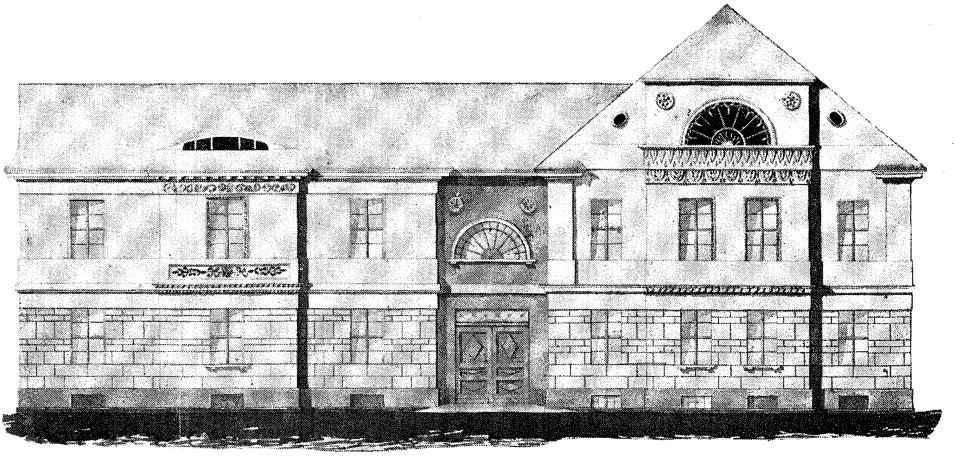
Im Herbst setzten allmählich die Wiederaufbauarbeiten ein. Jeder, der bauen wollte, mußte den Riß seines Hauses mit der Aufstellung des Holzbedarfs in zwei Exemplaren an die Kommission einreichen. Vom November 1807 an gingen die Gesuche ein, meist gleichzeitig eine größere Anzahl. Daraufhin wurden sie von Dunckelberg geprüft und Forst und Ziegelei zur Lieferung des Materials angewiesen. Tortz aller Beihilfen dauerte es noch recht lange, bis sich alle Bürger zum Bauen entschließen konnten. Bis in das Jahr 1822 gingen noch Baugesuche ein, die schwierigen Verhältnisse der Kriegszeiten und die Armut in ihrem Gefolge erklären ja die Verzögerung zur Genüge.

Dunckelbergs Bebauungsplan, der sich ebenso wie die Aufnahmezeichnung der alten Grenzen erhalten hat, ermöglicht uns einen interessanten Einblick in das städtebauliche Schaffen der Zeit um 1800. Der alte Plan, der sicher im allgemeinen noch die Verhältnisse aus der Zeit der Stadtgründung im 13. Jahrhundert wiedergibt, zeigt eine marktartige Erweiterung der Hauptstraße, und, durch einen kleinen Baublock von ihm getrennt, abseits vom Verkehr einen besonderen Kirchplatz wie die meisten ostdeutschen Kolonialstädte. Dunckelberg führte nun die Hauptstraße durch das ganze zerstörte Gebiet in gleichmäßiger Breite hindurch und direkt an der einen Längsseite des geräumigen rechteckigen Platzes vorüber, der in seiner vorderen Hälfte als Marktplatz dient. Dahinter ordnete er die Kirche mit ihrer Längsachse parallel zur Hauptstraße an. Ihr Bauplatz sollte in strengem Rechteck von Pappeln umstanden sein. Auch auf den beabsichtigten Aufbau der Kirche läßt sich aus dem Plan schließen. Vor der Längsseite, also direkt am Markt, zwischen den Pappeln hervortretend, ist wohl – ähnlich wie in Rödlin – der Turm zu denken, an der Rückseite entspricht ihm hinter dem Kanzelaltar ein Sakristeianbau. An den Schmalseiten sind Risalite angedeutet, die Nebeneingänge, vielleicht auch Emporentreppen, enthalten sollten. Leider ist die Kirche nicht nach Dunckelbergs Ideen ausgeführt worden, auf dem Platz hat später Buttel einen Bau in Ziegelrohbau errichtet, der auf die städtebauliche Situation in keiner Weise Rücksicht nimmt.

Die Straßen seitlich vom Markt sind sämtlich gerade gelegt und stoßen im rechten Winkel aufeinander, auch die früher sehr komplizierten Grundstücksgrenzen sind vereinfacht und durchweg rechtwinklig geworden.

2. Einzelne Bauten

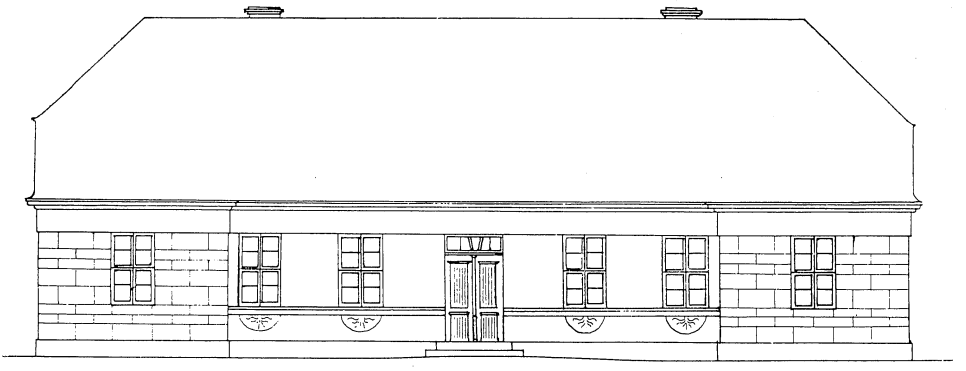
Ebensowenig wie die Kirche ist das Rathaus an der von Dunckelberg vorgesehenen Stelle zur Ausführung gekommen. Jetzt dient als solches das dem ursprünglichen Bauplatz gegenüberliegende Eckhaus von Markt und Straße, das von dem Senator Brunnemann als



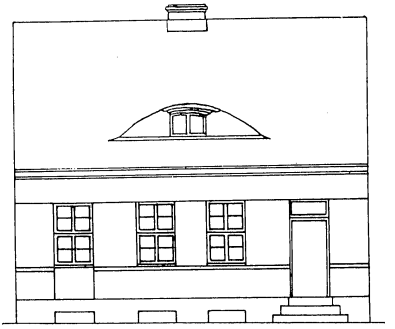
Das Brunnemannsche Haus (Seitenansicht)

Wohnhaus erbaut wurde. Leider ist es nicht in dem alten Zustand, den uns die bei den Akten erhaltenen Zeichnungen überliefern, erhalten geblieben, sondern durch einen Umbau in den ersten Jahren unseres Jahrhunderts arg verunstaltet. Im alten Zustande war der Bau sicher das bedeutendste Bürgerhaus der Stadt und seinem städtebaulich so wichtigen Bauplatz durchaus angemessen. Der zweistöckige Bau enthielt längs der Hauptstraße den eigentlichen Wohnflügel mit 7 Fensterachsen, von denen die mittleren drei als Risalit vorgezogen sind. Das Erdgeschoß war gequadert, der Fries darüber in der Mitte reich dekoriert. Zur Haustür führte eine Freitreppe mit seitlichen Wangen herauf. Sehr schön durchgebildet war besonders der vierachsige halb abgewalmte Giebel zum Markt hin. An ihn schloß sich, etwas zurückspringend, der überbaute Torweg mit einem großen Halbkreisfenster darüber. Am Markt lag dann weiter der Wirtschaftsflügel, dessen Zweck nach außen hin jedoch nicht gezeigt wurde, sondern das Fassadensystem des Hauptbaus war weitergeführt, wenngleich die Fenster im Erdgeschoß nur vorgeblendet waren. Die Zeichnungen sind nicht von Dunckelberg unterzeichnet, aber die ganze Art der Gliederung und die Feinheit der Formen sind seinen beglaubigten Werken so nahe verwandt, daß an seiner Urheberschaft nicht zu zweifeln ist.

Noch im alten Zustand erhalten ist das Pfarrhaus. In den Akten des Wiederaufbaus findet es sich nicht erwähnt, aber seine Formen zeigen ebenso wie die des vorigen Baus die Art



Pfarrhaus zu Fürstenberg



Haus in Fürstenberg

Dunckelbergs ganz unverkennbar. An einer Seitenstraße liegt es, einstöckig und breit gelagert, zwei schmale Seitenrisalite rahmen einen breiten Mittelteil mit der Haustür in der Achse. Eigenartig sind die kleinen Halbkreise mit Palmettenornament unter dem Gurtsims, ein Motiv, das sonst bei Dunckelbergs Bauten nicht, wohl aber bei anderen Meistern der Berliner Bauschule in ähnlicher Weise wiederkehrt.

Unter den erhaltenen Bauzeichnungen findet sich keine, die mit ähnlicher Sicherheit wie das Brunnemannsche Haus auf Dunckelberg zurückgeführt werden kann. Immerhin zeigen die meisten doch die Merkmale, besonders die in massiver Ausführung geplanten, an denen sich seine Art, eine Fassade durch Risalite und Gesimse oder auch nur Fensterbänke – oder -bekrönungen zu gliedern, zeigt. Dagegen sind die vielen Fachwerkbauten wohl durchweg von den Fürstenberger Zimmermeistern gezeichnet. Vor allem erinnern drei zweistöckige Bauten sehr an Dunckelbergs Werke. Eines von diesen, das Haus des Schlachtermeisters Gley, ist ein Doppelhaus, dessen zwei Haustüren in der Mitte zusammengefaßt sind, während zwei schmale Seitenrisalite den langen Bau zusammenfassen. Das Haus des Schuhmachers Bethcke zeigt neben den symmetrisch ausgebildeten fünf Achsen noch seitlich einen überbauten Torweg, der durch seine Quaderung von dem eigentlichen Hause sich unterscheidet. Das Haus des Maurermeisters Bester steht in den Einzelheiten dem Charackter der Bauten unseres Meisters noch am nächsten. Wieder fassen seitliche Risaliste die in feinem Rhythmus aufgeteilte Front zusammen. Wie aus den Akten erhellt, ist das Haus des Senators Nürnberg von dem Baumeister Lindner aus Zehdenick entworfen, es weicht ebenso wie das des Zimmermeisters Scheel sehr von Dunckelbergs Art ab.

Unter den einstöckigen Bauten ist das Doppelhaus der Schiffer Kagel und Unruh bemerkenswert, das die beiden Haustüren in einem Mittelrisalit zusammenfaßt. Bei dem kleinen Haus des Mützenmachers Hermes liegt die Haustür seitlich; um eine Symmetrie vorzutäuschen, ist die entsprechende Fensternische unter Durchbrechung des Gurtgesimses bis zum Sockel herabgeführt. Ähnlich entspricht der Durchfahrt am Hause des Bäckermeisters Bethcke auf der anderen Seite eine Blende.

In den Akten hat sich ein weiteres Werk Dunckelbergs erhalten, die Zeichnungen zu dem schon ein Jahr vor dem Brande errichteten Amtsgefängnis. Das Amt hatte der Kammer für diesen Zweck ein Blockhaus vorgeschlagen, doch wurde diese Ausführung abgelehnt und Dunckelberg mit der Anfertigung des Risses zu einen massiven Bau beauftragt. Am 1. Februar 1806 überreichte er zwei etwas voneinander abweichende Projekte. Auffallend sind bei beiden die starken Mauern; er riet, den Bau im ersten Jahr nur unter Dach zu bringen und im zweiten erst zu putzen, damit er gut austrocknen könne. Das Gefängnis wurde aber doch noch in demselben Jahre bezogen. Beide Projekte enthalten drei Zellen, Abort und die aus Kammer, Küche und Stube bestehende Pförtnerwohnung. Die Fassaden sind verhältnismäßig reich durchgebildet.

IV. Sonstige städtische Bauten

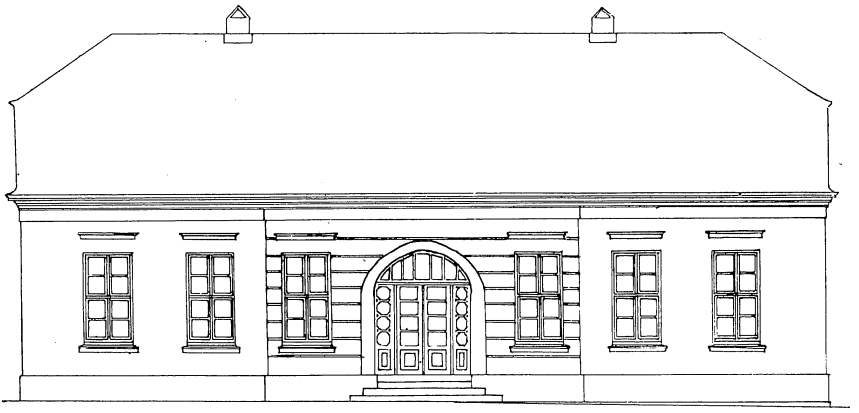
1. Das Amtsreiterhaus zu Stargard

Auf dem ersten Hofe der alten Burg Stargard steht ein einstöckiges Haus in Ziegelrohbau, das sonst ganz den Charakter Dunckelbergscher Bauten trägt. Wahrscheinlich war die Nachbarschaft der mittelalterlichen Burggebäude die Ursache zu dieser Abweichung vom gewohnten Putzbau. Es ist das im Jahre 1811 errichtete Wohnhaus für den Amtsreiter. Bei den Akten haben sich zwei dem bestehenden Bau sehr ähnliche Zeichnungen erhalten. Dort sind aber nur die Rücklagen als unverputzt gekennzeichnet, in dem zugehörigen Anschlag ist von holländischer Art zu mauern und zu fügen die Rede, ein Beweis, wie wenig man damals an die alte heimische Bauweise dachte.

2. Das Schulhaus zu Neustrelitz (siehe Farbbild auf Seite 11).

Schon im Jahre 1800 war der Bau eines großen Schulhauses in Neustrelitz geplant worden, zur Deckung der Kosten hatte Herzog Carl 5000 rth. bestimmt, die ihm von dem Schweriner Herzog in einer Kompromißangelegenheit überwiesen waren. Der damalige Baukondukteur Lohmeyer, der später im ratzeburgischen Landesteil tätig war, schlug die Anlage einer Feldziegelei vor, um den großen Steinbedarf decken zu können. Doch verging noch über ein Jahr, bis am 20. Februar 1802 der Erlaß an den Magistrat erging, er solle den Bau unter Assistenz von Dunckelberg besorgen. Als Bauplatz wurde das Gelände des ältesten Friedhofes der Stadt an der Glambeckerstraße ausersehen. Gleichzeitig wurde der Befehl zur Lieferung des Bauholzes gegeben. Das Forstkollegium erteilte auch die Anweisung dazu, aber die Anfuhr durch die Bauern aus dem Domanium machte große Schwierigkeiten, es scheint im Laufe des Jahres überhaupt nichts nach Neustrelitz gekommen zu sein. Aus der Holzliste geht hervor, daß ein zweistöckiger Fachwerkbau geplant gewesen war. Wann die massive Ausführung nach Dunckelbergs Entwurf, der uns leider nicht erhalten ist, vom Herzog genehmigt wurde, läßt sich aus den Akten nicht ersehen. Dafür wurde eine neue Holzliste vom 18. Dezember 1802 aufgestellt. Nun wurden die Fuhren von neuem an die Bauern der Ämter Feldberg, Strelitz und Mirow verteilt und während des Winters wirklich der größte Teil des Holzes herangeschafft. Aber nun fehlte es an Steinen. Die Kammer teilte mit, daß alle verfügbaren Steine der beiden nächstgelegenen Ziegeleien, der Radeland'schen und der Blumenholzer schon für andere Arbeiten bestimmt wären. Trotzdem wurde mit dem Bau begonnen und am 9. Juni 1803 der Grundstein gelegt. Das Fundament wurde aus Feldsteinen, die von dem Pächter in Kuhstall gekauft waren, aufgeführt. Für den Anfang kaufte man aus der nahen an den früheren Kammer-Ingenieur Heyne, Dunckelbergs Vorgänger, verpachteten Ziegelei 20 000 Steine, in der Hoffnung sie bald zurückgeben zu können. Vom August ab konnten auch die herzoglichen Ziegeleien schon wieder liefern, doch kam man im ersten Jahre nicht recht über das Fundament hinaus. Noch im März 1804 wollte der Magistrat die bisher angefahrenen 26 000 Steine dem Herzog wieder zur Verfügung stellen, da das doch für den Anfang zu wenig sei. Im Laufe des Frühjahrs und Sommers muß denn der Bau aber doch schnell weitergeführt sein, denn noch im Herbst wurde das Dach aufgebracht. Immerhin zog sich die Vollendung noch über die Jahre 1805 und 06 hin. Am 10. Februar 1807 berichteten Magistrat und Dunckelberg, seit dem Herbst wäre der Bau bis auf einige Malerarbeiten fertig, auch schon in Benutzung genommen. Am 10. September stellte die Kammer die Gesamtkosten zusammen, sie betrugen fast 7 000 rth., von denen jedoch für Steine und Holz, die frei geliefert waren, 1 500 rth. abzuziehen waren. So war die Summe von 5 000 rth. doch nicht wesentlich überschritten. Dunckelberg bat den Herzog um eine „Remuneration", die ihm nach einigen Hin und Her in Höhe von 100 rth. bewilligt wurde.

Das Schulhaus ist ein großer zweistöckiger Bau von 15 Achsen Frontlänge, überragt von einem mächtigen abgewalmten Bohlendach. Die Fassade ist reicher als irgend eine andere von Dunckelberg entworfene. Sie wird gegliedert durch zwei zweiachsige Seiten und ein dreiachsiges Mittelrisalit, zwischen denen die vierachsigen Rücklagen liegen. Die Haustür

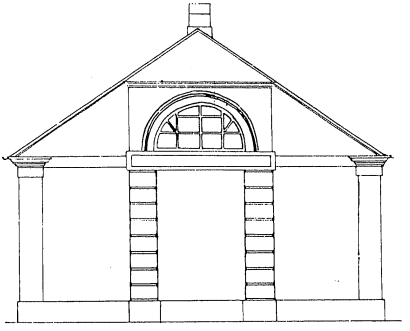


Badehaus in Neustrelitz

liegt hinter einer kleinen Vorhalle, die sich in einem Rundbogen öffnet, in der Mittelachse. Das Erdgeschoß ist in den Rücklagen durch eine Bogenstellung ausgezeichnet, das Obergeschoß ist einfacher. Über dem Mittelrisalit erhebt sich ein Giebel, der die lange Front, die in der Flucht der breiten, geraden Straße liegt, sehr gut zusammengefaßt. Seiten- und Rückansichten sind architektonisch nicht durchgebildet. Das Innere enthält beiderseits des von den Giebeln her belichteten Flures die Klassenräume. Die Treppe liegt in der Mitte der Rückseite, Holzsäulen dorischer Formgebung verleihen dem Mittelraum eine bedeutende Raumwirkung, doch ist leider die alte Farbengebung nicht erhalten.

3. Das Badehaus zu Neustrelitz

Am 27. März 1816 erbot sich der Kammerrat von Kamptz in einer Vorlage an den Großherzog – Herzog Carl hatte 1815 die neue Würde angenommen – auf eigene Kosten ein Badehaus in Neustrelitz aufführen zu lassen. Er wies auf den Nutzen eines solchen Baues hin, der Hofarzt habe bereits die ihm vorgelegte Zeichnung Dunckelbergs geprüft und gebilligt, und erbat einen Bauplatz an der Seestraße nahe dem Zierker See und freie Lieferung des Materials. Der Landesherr genehmigte beides sofort, der Bauherr mußte sich nur zur Erhaltung des Baues verpflichten. Nach seinem Tode verkauften seine Erben das Haus mit allem Inventar dem Großherzog Georg. Noch bis in die letzten Jahre hatte sich das Innere im wesentlichen unverändert erhalten, bis es schließlich zu mehreren Wohnungen ausgebaut wurde. Das Äußere ist dagegen im alten Zustande erhalten. Es ist ein einstöckiger Bau mit sieben Achsen an der Straßenfront und sehr flachem halb abgewalmten Dach. Wie an der



Badehaus, Giebelseite

Schule liegt die Tür in einer Rundbogennische, die Fenster haben schlanke Verhältnisse, besonders schön ist der Giebel aufgeteilt, der zuerst dem von der Stadt Herankommenden ins Auge fällt.

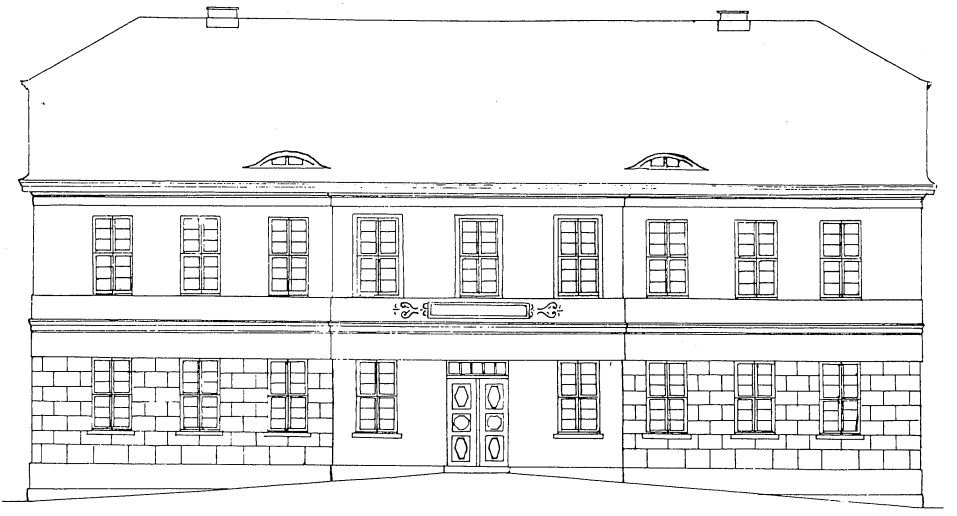
4. Seestraße 7 zu Neustrelitz

Außer dem Schul- und dem Badehause läßt in Neustrelitz nur noch ein kleines Bürgerhaus, Seestraße 7, aus seinen Formen auf Dunckelberg als Erbauer schließen. Das ausgebaute Dachzimmer in der Mittelachse des nur fünfachsigen Hauses zeigt eine ähnliche Rundbogennische wie die Portale der beiden vorhin genannten Bauten. Die flach vertieften Rahmen und die Sohlbänke der Fenster entsprechen denen bei anderen Bauten unseres Meisters, während der Dachausbau sonst nirgends wiederkehrt, auch sonst bei den Bürgerhäusern der Stadt selten ist. Im allgemeinen ist die Dachfläche nur durch Fledermausgauben belebt. Das von Dunckelberg selbst bewohnte Haus an der Zierker Straße zeigt keine für ihn charakteristischen Merkmale.

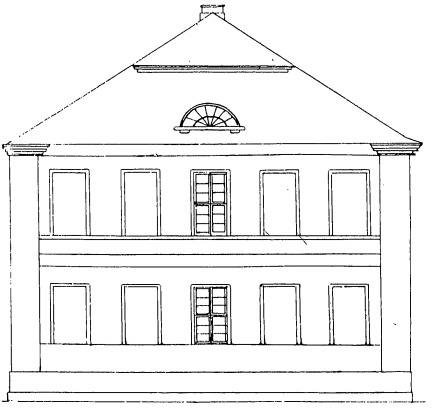
V. Die großen ländlichen Bauten

1. Die Mühle zu Fleeth

Die umfangreichste und schönste Baugruppe, die Dunckelberg geschaffen hat, ist das Mühlengehöft zu Fleeth, nahe der südlichen Landesgrenze an einen Havellauf gelegen. Die Mühle war um 1800 an den Mühlenmeister Schulz verpachtet, nach Angabe des Inventars sind die Bauten schon im Jahre 1802 errichtet, also in dem ersten Jahre der Tätigkeit Dunckelbergs im Lande, in dem auch das Neustrelitzer Schulhaus entworfen wurde. Über den Bau sind Akten nicht erhalten, doch kann die Urheberschaft unseres Meisters nicht angezweifelt werden, da die Formen seinen urkundlich beglaubigten Bauten eng verwandt sind. Das stattliche Gehöft liegt einsam zwischen Fluß, Wiese und den zum Kiefernwald ansteigenden Feldern, von einigen hohen Bäumen umstanden, es paßt sich mit seinen großen ruhigen Linien vorzüglich der Landschaft ein. Das große zweistöckige Wohnhaus bildet zusammen mit dem Stall und der Scheune einen geräumigen Hof, in dessen Mitte zwei mächtige Linden, von einer niedrigen Bank umgeben, emporragen. Abseits liegt, dem Fluß



Wohnhaus des Mühlengehöfts zu Fleeth

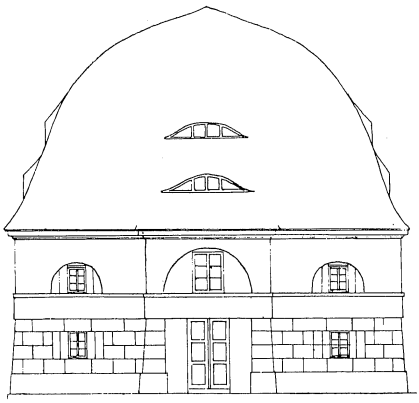


Mühle zu Fleeth, Wohnhaus (Giebelseite)

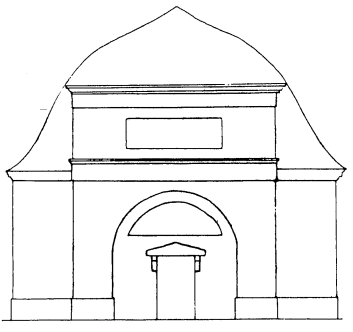
zugekehrt, die Mühle selbst, neben ihr hinter dem Wohnhause ein freier Grasplatz, an den sich längs des Flusses der Garten anschließt.

Die Mühle ist der interessanteste Bau der ganzen Anlage, sie fällt schon von weitem durch ihre eigenartige Form ins Auge. Über quadratischem Grundriß erheben sich zwei niedrige Stockwerke, die ein mächtiges Zeltdach in Bohlenform überragt. Seine Größe steigern noch durch ihren Gegensatz zwei kleine Fledermausgauben übereinander in den Mitten aller vier Seiten. Das untere Stockwerk ist als Sockel behandelt mit kleinen rechteckigen Fenstern. Die dem Fluß abgekehrte Seite enthält in einem flachen Risalit die zweiflügelige Tür. Ein breiter Fries mit Gesimsband trennt das untere vom oberen Stockwerk. Die oberen Öffnungen sind den unteren ähnlich gegliedert, doch in Halbkreisblenden zusammengefaßt.

Stall und Scheune liegen sich zu beiden Seiten des Hofes symmetrisch gegenüber. Ihre Formen sind dieselben, nur die Aufteilung ist, der inneren Ausnutzung entsprechend, etwas verschieden. Die breit gelagerten Bauten werden durch Betonung der Ecken und der Wandflächen, in denen die großen Tore sitzen, zusammengefaßt, die Flächen dazwischen sind zweistöckig aufgeteilt. Unten sind liegend rechteckige, oben halbkreisförmige Öffnungen eingeschnitten, ähnlich denen an der Mühle. Die zweiflügeligen Rundbogentore sind durch aufgenagelte Bretter in strahlenförmiger Anordnung eigenartig aufgeteilt. Über den Gesimsen sitzen Bohlendächer auf, deren halbabgewalmte Giebel wieder sehr fein gegliedert sind. Trotz der schmalen Fläche sind die Verhältnisse ins Breite gezogen und durch Blenden



Mühle zu Fleeth



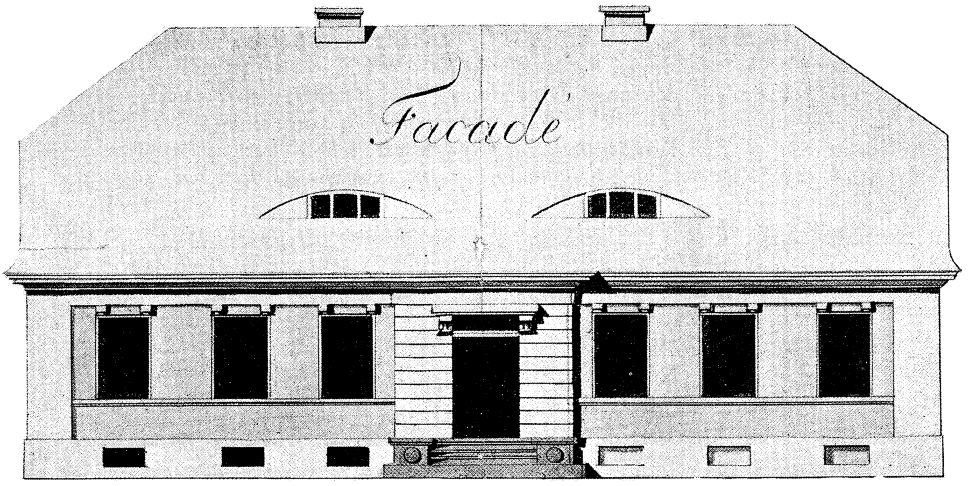
Wirtschaftsgebäude der Mühle zu Fleeth (Seitenansicht)

und Friese vorzüglich aufgeteilt. Die dem Hof abgekehrten Langseiten enthalten nur Fensteröffnungen, aber keine Türen. Im ganzen sind die Bauten ohne Veränderungen erhalten, nur moderne Anbauten an der Flußseite der Mühle und am Stall beeinträchtigen etwas die Einheitlichkeit der Anlage. Das zweistöckige Wohnhaus hat eine Front von neun Achsen, deren mittlere drei als Risalit vorgezogen sind. Ein reich gegliedertes Gesims trennt beide Stockwerke. In der Mitte befindet sich die zweiflügelige Eingangstür, über ihr ist im Sockel des Obergeschosses ein einfaches Ornament schwarz auf dem Putz aufgemalt. Die Giebelseiten haben nur in der Mitte ein Fenster, doch jederseits zwei Blenden. Unter dem halben Walm sitzt ein Halbkreisfenster. Das Dach ist sehr flach, wohl um mehr im Gegensatz zu den benachbarten Bohlendächern zu treten. Die Front nach der Havel zu ist ähnlich wie die Hofseite aufgeteilt, doch durch eine moderne Veranda entstellt. Immerhin erkennt man noch die reiche Bekrönung der alten Haustür. Das Mittelfenster im Obergeschoß liegt in einem vertieften Felde, das sehr schön durch eine in Putz angetragene Guirlande belebt ist.

2. Der Krug zu Hohenzieritz

Der Krug zu Hohenzieritz liegt an der breiten Dorfstraße, der Achse des weit zurückliegenden Schlosses gegenüber. Er wurde im Jahre 1804 von Herzog Carl errichtet. An Dunckelbergs Urheberschaft ist nicht zu zweifeln, obwohl die Fassade von seinen anderen Werken dadurch abweicht, daß die senkrechte Gliederung die waagerechte Schichtung der Stockwerke überwiegt. Vielleicht ist damit eine Angleichung an die große Pilasterarchitektur des Schlosses beabsichtigt. Die mittlere der sieben Achsen ist als Risalit vorgezogen, das die Haustür in einer Rundbogenblende enthält. Die Fenster liegen in Rücksprüngen, die vom Sockel bis nahe unter das Gesims reichen, sodaß die eigentliche vordere Wandfläche nur durch einen ganz schmalen Streifen oben ihren Zusammenhang wahrt, eine Aufteilung, die in der spätbarocken Bauweise häufiger ist, aber um die Zeit nach 1800 kaum noch vorkommt. Der vertikale Charakter der Fassadengliederung wird durch die starken Gesimse über den Erdgeschoßfenstern unterbrochen. Neben dem Krug liegt, nur durch eine Durchfahrt getrennt, das Wirtschaftsgebäude, ebenfalls von einem Bohlendach überdeckt. Gleich neben

Krug zu Hohenzieritz

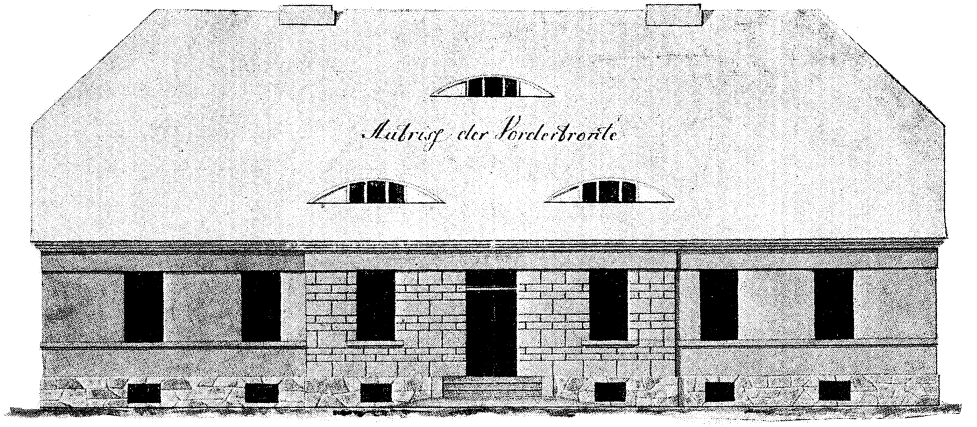


Försterhaus in Hinrichshagen

der Durchfahrt liegt hinter zwei großen Rundbogenöffnungen die Wagenschauer. An sie schließt sich der Stall, dessen Front durch schmälere Rundbogenblenden mit kleinen Fenstern gegliedert ist, zugänglich ist er nur von der Rückseite aus.

3. Größere Wohnhäuser

Am 4. September 1804 wurde Dunckelberg beauftragt, Riß und Anschlag für ein bei Rödlin zu erbauendes massives Försterhaus anzufertigen, das spätere Dianenhof. Am 19. Dezember reichte er seine Arbeit ein, einige Tage später noch einen zweiten Riß, der wegen des wirtschaftlicheren Grundrisses im Lauf des folgenden Jahres zur Ausführung gelangte. Um Material zu sparen, sind die Außenwände nur da, wo sie wirklich belastet werden, anderthalb Stein stark gemauert und alle Innenwände in ungebrannten Steinen ausgeführt. Da der Grundriß fast quadratisch ist, so überragt das Dach bedeutend das einzige Geschoß. Die einzige Schmuckform der fünfachsigen Front ist das Türoberlicht mit den seitlichen Konsolen.



Pächterhaus in Rowa

Die Zeichnung zu dem Forsthaus in Hinrichshagen, die sich bei den Akten, ebenso wie die des vorigen Baues, erhalten hat, ist von Dunckelberg am 28. Juni 1820 eingereicht, also eines seiner spätesten Werke. Der Bau wurde im Herbst 1822 fertiggestellt. Die Front ist reicher gegliedert als in Dianenhof, aber die Art der Mauerung der dünneren Wände mit kräftigen Pfeilern dieselbe. Der obere Wandteil ist ebenfalls stärker, er wird über den Fenstern von Konsolen unterstützt.

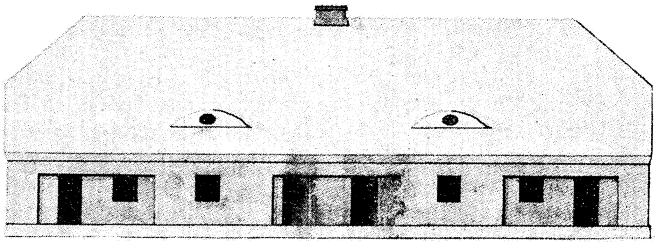
Der Entwurf zum Wohnhaus auf der Meierei Rowa stammt aus dem Jahre 1809. Es ist ein stattlicher, auch nur einstöckiger Bau mit halb abgewalmten Dach. Ein breites gequadertes Mittelrisalit enthält die Haustür und beiderseits ein Fenster. Eine weitere Zeichnung für ein ähnliches ländliches Wohnhaus findet sich bei den Akten unter der Bezeichnung „Pächterhaus auf dem Herzogl. Mecklenb. Kammergut zu N. N.", also ein zu mehrfacher Ausführung bestimmter Entwurf. Die siebenachsige Front ist ungegliedert und wirkt nur durch die guten Verhältnisse der Fenster und Wandflächen zu Sockel und Dach. Auffallend sind die seitlich angebauten Aborte, bei den meisten ähnlichen Bauten waren diese nicht in unmittelbare Verbindung mit dem Wohnhause gebracht.

Ein weiterer ländlicher Bau Dunckelbergs, für den es jedoch an urkundlichen Belegen fehlt, ist die Hinterste Mühle bei Neubrandenburg. Hinter dem Staudamm des waldumkränzten Teiches liegt der zweigeschossige Bau, der Mühle und Wohnung unter einem Dach vereinigt. Die beiden äußersten der sieben Achsen an der Front zum Teich sind als ganz flache Risalite vorgezogen. Die Öffnungen vor der Mühle sind nur vorgeblendet. Die Nebengebäude bilden keine symmetrische Anlage wie in Fleeth, sie sind nur im Fachwerk ausgeführt.

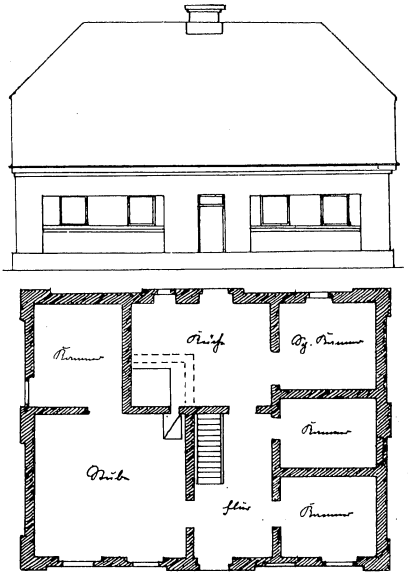
VI. Die kleineren ländlichen Bauten

Als von unseres Meisters Hand entworfen verraten sich auf den ersten Blick einige Spritzenhäuser in verschiedenen Dörfern des Domaniums. Sie scheinen nach einer Typenzeichnung ausgeführt zu sein, da sie nur geringe Abweichungen voneinander zeigen. Es sind einfache kleine verputzte Bauten von rechtwinkligem Grundriß mit abgewalmtem Bohlendach. An der einen Schmalseite befindet sich ein großes Tor, die Langseiten sind durch größere Blenden und kleinere Öffnungen gegliedert.

Bei den Akten des Neustrelitzer Archivs haben sich einige weitere Zeichnungen Dunckelbergs zu einfacheren ländlichen Bauten erhalten. Noch manche Häuser dieser Art stehen im Lande, ohne daß man sie als unmittelbare Werke des Landbaumeisters ansprechen kann. Eine „Normalzeichnung zu einem Bauernhaus im Großherz. Amte Mirow" zeigt die schon erwähnte Art der Teilung der Mauer in stärkere Pfeiler und schwächere Rücklagen. Die Fassade ist symmetrisch aufgeteilt, allerdings geht aus dem Grundriß hervor, daß die eine Öffnung nur vorgeblendet ist. Eine Zeichnung zu einem „vierhieschigen Einliegerhaus auf der Meierei Warbende" stammt nicht von Dunckelberg selbst, ist aber unter seinem Einfluß angefertigt. Vier kleine Wohnungen sind kreuzförmig so unter einem Dache angeordnet, daß nur ein einziger Schornstein erforderlich ist. Jede Wohnung enthält eine



Einliegerhaus in Teschendorf



Bauernhaus in Amt Mirow

Kammer, die große Stube mit einem Ofen und die Küche, die gleichzeitig als Flur dient. Der Bau sollte in Lehmpatzen ausgeführt werden. Einen ähnlichen Vier-Wohnungsbau zeigt der Riß zu einem „massiven Einliegerhaus" für die Meierei Teschendorf. Jeder Wohnung ist noch ein Stall angefügt. Beide Zeichnungen sind für die bescheidenen Verhältnisse jener Zeit gute Beispiele ländlicher Arbeiterwohnungen bei äußerster Sparsamkeit in den Mitteln.

Die Grundrißanordnung aller ländlichen Bauten ist ähnlich. Die größeren Häuser haben Haustür und Flur in der Mitte der Vorderseite, auf beiden Seiten schließen sich die Wohnräume an. Die Rückseite enthält in der Mitte die geräumige Küche, die übrigen zahlreichen Wirtschaftsräume auf beiden Seiten. Die Kachelöfen der Wohnzimmer werden vom Flur oder der Küche, zum Teil auch von besonderen „Vorgelegen" her, geheizt. Der Küchenherd hat stets einen mächtigen, gemauerten Rauchfang, der gleichzeitig als Rauchkammer dient. In allen Grundrissen ist auf günstige Ausmündung der Schornsteine am First Wert gelegt.

Auf die ebenfalls zum Teil erhaltenen Zeichnungen zu Scheunen und Stallgebäuden in Fachwerk hier einzugehen, erübrigt sich, da sie keine Besonderheiten und in der landesüblichen Art auf die einfachste Weise ausgeführt sind.

VII. Baumaterial und Konstruktionsweise

Im Allgemeinen sind Dunckelbergs Bauten in den landesüblichen Materialien und Konstruktionsarten ausgeführt. Es bleibt hier nur übrig, auf einige Besonderheiten hinzuweisen. Der Putzbau hatte schon seit den Zeiten der Renaissance den Ziegelrohbau so gut wie ganz aus dem Strelitzer Lande verdrängt, während er in den Ländern an der Küste im 18. Jahrhundert zum Teil noch eine zweite Blütezeit, die freilich der mittelalterlichen nicht nahekommen konnte, erreichte. So war die Putztechnik, die Dunckelberg anwandte, wie er sie in der Mark kennengelernt hatte, nichts Neues in dem Lande, das schon im vorhergehenden Jahrhundert manche feingegliederte verputzte Fassaden hatte entstehen sehen. Die Anwendung der Feldsteine, der Granitfindlinge aus den Moränen der Eiszeit, zu Sockelmauern, auch zu aufgehendem Mauerwerk von bedeutender Stärke in Verbindung mit Ziegeln ist

ebenfalls landesüblich. Außer der Billigkeit des Materials sprach bei ihrer Verwendung auch noch der Vorteil für die Reinigung des Ackerlandes mit. Der Gebrauch von Feldsteinen wird auch von David Gilly in seinem Handbuch der Landbaukunst empfohlen. Dort ist auch die Rede von der Anwendung ungebrannter Mauersteine. Gilly rät sie auch für Außenmauern zu verwenden, wenn man gebrannte Steine vorblenden würde. Dunckelberg dagegen benutzt sie bei kleineren Bauten für die ganze Wandstärke, mauert dann allerdings die Eckpfeiler und die balkentragenden Schichten in Ziegeln. Den eigentlichen Lehmstampfbau, der in der Literatur jener Zeit eine bedeutende Rolle spielt, hat Dunckelberg nicht angewandt. Für alle Bauten standen ihm ja auch die Steine der herzoglichen Ziegeleien zur Verfügung, falls besonders gespart werden sollte, wurden eben die lufttrocknen Steine verwendet. Die Verwaltung der Ziegeleien war ebenfalls Dunckelbergs Aufgabe. Sie wechselten häufig ihren Platz, war der Boden an einer Stelle erschöpft, so wurde eine neue errichtet, um möglichst an Fuhrlohn zu sparen. Als Brennstoff diente das Holz der herzoglichen Forsten, zum Teil auch Torf. Zeichnungen zu Ziegeleien aus den Jahren 1802 und 1817 sind bei den Akten erhalten. Die großen gewölbten Brennöfen erhielten von acht Seiten Feuerungslöcher, das Gewölbe in großer Zahl senkrecht herausgemauerte Zuglöcher. Rings um den Ofen war als Fachwerkbau die Brennschauer angelegt, ein großes Zeltdach bedeckte das Ganze. In der Nähe wurde die langgestreckte Streichscheune errichtet, deren Größe nach den täglich von einem Mann gestrichenen 1400 Steinen so berechnet wurde, daß die Steine drei Tage flach trocknen konnten, ehe sie hochkant gestellt wurden. Im Dachraum wurden auf Gestellen die Dachsteine getrocknet. Erst 1817 schlug Dunckelberg vor, um Platz zu sparen, auch unten Gestelle aufzurichten. Außer diesen beiden Bauten wurden stets Haus und Stall für den Ziegelstreicher errichtet. Ähnlich waren die herzoglichen Kalköfen angelegt, die ebenfalls von Dunckelberg verwaltet wurden.

Eine Konstruktionsart, die in der Zeit um 1800 angewandt wurde hat Dunckelberg im Strelitzer Land eingeführt, das Bohlensparrendach. Diese Erfindung des französischen Baumeisters Philibert de l'Orme, gest. 1577, war zunächst wenig beachtet, aber in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Paris von neuem bekannt geworden. Die beiden großen Hallenbauten der halle aux draps und aux bleds erregten bei den damaligen Architekten viel Aufsehen. In Deutschland wurde diese Konstruktion zuerst von Langhans bei der Kuppel der Vieharzneischule in Berlin 1787 angewandt. Um die Einführung der Bohlendächer bemühte sich besonders David Gilly durch seine Schriften „Über Erfindung, Konstruktion und Vortheile der Bohlendächer mit besonderer Rücksicht auf die Urschrift ihres Erfinders" Berlin 1797 und „Anleitung zur Anwendung der Bohlendächer bei ökonomischen Gebäuden und insonderheit bei den Scheunen" Berlin 1801. In denselben Jahren wurden von den Berliner Architekten eine ganze Reihe Bohlendächer ausgeführt. Das ihnen zugrunde liegende Prinzip ist die Verwendung holzsparender verhältnismäßig geringwertiger Bohlen anstelle der üblichen umfangreichen und teueren Konstruktionen zur Unterstützung der ebenfalls aus starkem Holz geschnittenen Sparren. Kurze Bohlenstücke werden verdoppelt und unter Versetzung der Stöße zu einer statisch günstigen Bogenlinie verbunden. Auf diese Weise können selbst größere Spannweiten ohne weitere Hilfskonstruktion überdeckt werden. Auch eine Dachbalkenlage ist bei genügender Standhaftigkeit der Außenmauern nicht erforderlich, da die Schubkräfte des Daches nicht sehr groß sind. Gilly brachte in seiner zweiten Schrift außer Scheunen und anderen landwirtschaftlichen Bauten auch schon Zeichnungen von Kirchen mit Bohlendächern, deren freier gewölbter Innenraum der Zeit der beginnenden Romantik gewiß eine Annäherung an die Raumgedanken mittelalterlicher Gewölbebauten erschien. Diese Zeichnungen werden Dunckelberg zu seinen Kirchenbauten in Rödlin, Hohenzieritz, Dolgen und Gramelow angeregt haben, von denen allerdings nur die ersten beiden einen freien Dachraum aufwiesen. In Rödlin ist, wie schon oben erwähnt, die alte Konstruktion nicht erhalten, die Schubkraft des Daches ist vermutlich für die hohen Mauern doch zu stark gewesen, es hat eine Balkenlage eingezogen werden müssen, und dabei ist auch das Dach verändert. Weitere Bohlenkonstruktionen Dunckelbergs besitzen der Krug in Hohenziertz mit seinem Nebengebäude, das Neustrelitzer

Schulhaus, einige kleinere Bauten für die Ziegelei Hinrichshagen, die Spritzenhäuser, die Wirtschaftsgebäude und vor allem die Mühle selbst in Fleeth, die einzige bisher bekannt gewordene Form eines Zeltdachs in dieser Konstruktion. Da das Bohlendach den einheimischen Handwerkern bis dahin unbekannt war, ist die Ausführung nicht überall sachgemäß erfolgt, denn ein sehr sorgfältiges Zusammenfügen der Bohlen ist unbedingt nötig, um Standfestigkeit zu erreichen. Besondere Unannehmlichkeiten traten bei der Dolgener Kirche auf, wovon in den Akten mehrfach die Rede ist, ohne daß freilich genau festzustellen ist, woran es eigentlich gefehlt hat. Außer der Rödliner Kirche sind jedoch die übrigen Ausführungen erhalten geblieben, allerdings sind die großen Dächer des Hohenzieritzer Kruges und des Neustrelitzer Schulhauses noch durch eingebaute Dachstühle unterstützt.

VIII. Einflüsse der Berliner Bauschule

Wie bereits in den Ausführungen über Dunckelbergs Leben gesagt ist, hat unser Meister die wichtigsten Anregungen für sein Schaffen von der Berliner Bauschule empfangen. Dort waren die bedeutendsten Persönlichkeiten im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts Langhans, David Gilly, neben den später sein Sohn Friedrich tritt, und Heinrich Gentz. Langhans hatte bereits eine längere Tätigkeit in Schlesien hinter sich und sich dort besonders im Kirchenbau ausgezeichnet. Seine Grundrißlösungen wurzeln noch stark in barocker Tradition, aber die strenge Gliederung der Flächen weist schon auf die Folgezeit hin. Die aus der Barockzeit ererbten großen städtebaulichen Ideen wirkten damals noch weiter fort, und gerade in Berlin konnte Langhans an zwei wichtigen Stellen des Stadtbildes, dem Gensdarmenmarkt, dem er das Nationaltheater einfügte, und dem Pariser Platz, den er durch das Brandenburger Tor abschloß, von den früheren Generationen Begonnenes vollenden. In den neuen Schöpfungen zeigt sich aber schon der Unterschied in der Stadtbaukunst gegen die Auffassung des Hochbarock. Anstelle einer einzigen großen Raumfolge, die zu einem beherrschenden Zielpunkt hinleitet, tritt mehr ein ruhig gelagertes Nebeneinander mit gleichmäßig verteilten Akzenten. Dazu spielen vernunftgemäße und hygienisch-praktische Gesichtspunkte eine Rolle, die „Regulierung" alter Städte tritt an die Stelle der auf fürstlichem Herrscherwillen entstandenen früheren Anlagen. Feuersicherheit, Klarheit und Regelmäßigkeit sind für eine neue Stadt in erster Linie wichtig. Der Wiederaufbau von Neuruppin durch Berson, David Gillys Plan für Jacobshagen in Pommern, die Stadterweiterung von Posen und andere Preußische Anlagen mehr sind die Vorbilder und Parallelen zu Dunckelbergs Fürstenberger Plan, wie er weiter oben geschildert ist.

David Gilly ist für Dunckelberg weniger durch seine ausgeführten Bauten als seine literarische Tätigkeit wichtig geworden. Vor allen Dingen gilt dies, wie schon erwähnt, in Hinsicht auf das Bohlendach. Interessant ist der Vergleich von Gillys Zeichnungen zu Kirchen mit dem Hohenzieritzer Bau, der wohl zum Teil durch sie angeregt ist; aber Gilly gibt nur Andeutungen und keine durchgearbeitete Form, die durchaus als selbständige Leistung Dunckelbergs angesehen werden muß. Der reine Zentralbau über kreisförmigem Grundriß gehört überhaupt zu den Bauidealen der Zeit im Gegensatz zu den komplizierten Raumbildungen des Barock. Schon unter Friedrich dem Großen waren in Berlin und Potsdam die Hedwigs- und die Französische Kirche entstanden, beide in Anlehung an das römische Pantheon mit vorgelegter Säulenhalle. In den 90er Jahren kamen größere Zentralbauten nicht zur Ausführung, aber mit Entwürfen dazu beschäftigten sich die besten Architekten, z. B. Friedrich Gilly und Weinbrenner. So wird auch damals Dunckelberg die ersten Anregungen zu seinen Rundkirchen bekommen haben. Eine durchaus selbständige Idee aber entwickelt er an der Hohenzieritzer Kirche, die Schwingung der Säulenfront in der Linie des Kreisgrundrisses kehrt bei keinem ähnlichen Bau wieder und widerspricht auch eigentlich dem Stilwillen der Zeit in seiner Sehnsucht nach klarer und übersichtlicher Form, besonders aber ist die Anlage des Emporeneinbaues im Innern, die die Wirkung des kleinen Raumes so vorzüglich steigert, eigenartig. Etwas ähnliches, wenn auch in größeren Verhältnissen, bringt viele Jahre später Schinkel in der Rotunde des Berliner Museums.

Sehr bemerkenswert ist der Vergleich der ehemaligen Münze in Berlin, die 1798–1800 von Heinrich Gentz errichtet wurde, mit Dunckelbergs Fleether Mühle. Abgesehen natürlich von der viel größeren Einfachheit in den architektonischen Mitteln, dem Verzicht auf den Figurenfries, auf die Säulen in der Portalnische und die reiche Sprossenteilung der Fenster, hat unser Meister die beiden unteren der drei Geschosse der Münze getreu nachgebildet, nur sind die Verhältnisse etwas mehr ins Breite gezogen. Das dritte Geschoß fehlt an der Mühle ganz, statt seiner sitzt über dem Hauptgesims gleich das schwere Bohlendach auf. Dadurch ist der Charakter der beiden Bauten grundverschieden, denn die Münze hatte hinter einer Attika versteckt ein flaches Dach. Die Mühle hat weit mehr den wuchtigen Ausdruck von Erdverbundenheit, wie er dem ländlichen Bau im Gegensatz zu dem reichen Stadthause zukommt. So kann auch hier durchaus nicht von einer Kopie gesprochen werden, der Bau ist eine ebenso selbständige Lösung wie sein Vorbild, wenn auch die Formen übernommen sind. Mit demselben Rechte wie Gentz selbst über die Münze können wir über Dunckelbergs Mühle die Worte sagen:

> „Ich habe mir bei der Komponierung des Baus weder ein griechisches noch ein ägyptisches Ideal gedacht, sondern ich habe, nachdem ich meinen Geist von der Bestimmung des Baus lebhaft durchdrungen hatte, eine Fassade entworfen, die dem Ganzen nicht bloß angemessen, sondern aus ihm notwendig hergeleitet und nicht wohl anders ausfallen konnte."

Diese Worte des hochgebildeten und feinsinnigen Berliner Meisters zeigen deutlich, wie sehr die damalige Architektur schon abhängig war von Überlegungen des Verstandes und außerkünstlerischen literarischen Einflüssen. Dunckelberg könnte diese Worte nicht gesprochen haben, er stand nicht wie jener mit den ersten Männern seiner Zeit in regem geistigen Austausch, aber er besaß innerlich noch mehr Tradition und Stilgefühl als viele der Großen, obwohl auch er sich bemühte, im Sinne seiner Zeit zu schaffen, und er die Formen, die in Berlin geprägt waren, sich aneignete. Gerade die Fleether Mühle zeigt deutlich, was Dunckelberg vor den Berlinern voraus hatte.

Die Bauformen seiner Zeit lernte Dunckelberg außer von den ausgeführten Bauten jedenfalls besonders aus den verschiedenen Vorlagenwerken H. C. Riedels kennen. Dieser hielt, wie oben bereits erwähnt wurde, Vorlesungen über Baukunst ab und gab, um die vorgeführten Bauwerke von seinen Hörern nicht mehr nachzeichnen lassen zu müssen, 1803 ein Tafelwerk heraus, das außer Stallungen und Scheunen auch Zeichnungen zu Kirche, Predigerhaus usw. enthielt. Hier finden wir die gleichen Aufteilungen einfacher Fassaden in flache Risalite und Rücklagen, dieselben Sohlbänke und Fenstergesimse mit Konsolen, die Abwechslung glatter und gequaderter Flächen wie bei Dunckelberg. Ein zweites Werk Riedels enthält in einzelnen Heftfolgen teils eigene Entwürfe, teils ausgeführte Bauten oder Entwürfe anderer Architekten, insbesondere auch Friedrich Gillys. Auch hier sind viel Parallelen zu Dunckelbergschen Bauten zu finden, bei manchen Entwürfen Riedels kann man allerdings sagen, daß die Vorbilder übertroffen sind, besonders Riedels Zeichnungen zu Kirchen wirken sehr unbefriedigend. Weit geschickter als die hier gezeichneten Entwürfe zu Türmen ist Dunckelbergs einziger Turmbau in Rödlin, der sehr glücklich an die barocke Tradition anknüpft.

IX. Dunckelbergs Formensprache

Bis in die Einzelheiten der architektonischen Formensprache hinein ist die Abhängigkeit Dunckelbergs von der Berliner Bauschule zu verfolgen. Es bleibt uns noch übrig, kurz die Ausdrucksmittel seines Stils zu schildern. An die Stelle der senkrechten Gliederung durch eine durchgehende Pilasterordnung der Barockzeit, wie sie im Strelitzer Lande besonders die Neustrelitzer Stadtkirche und das Hohenzieritzer Schloß zeigen, tritt eine waagerechte Aufteilung der Wandfläche. Nur der Krug zu Hohenzieritz bildet, wie oben erwähnt, eine Ausnahme. Meist sind beide Geschosse ganz gleichmäßig betont, häufig trennt sie ein

mehrfach gegliedertes Band von Fries, Gesims und oberem Sockel, das kräftig den Bau zusammenfaßt und die horizontale Schichtung unterstreicht. Nur wenig wird die Betonung der Waagerechten gemildert durch Risalite und die schlanken Fenster. Bei allen größeren Bauten wird durch flach hervortretende Mittel- und Seitenrisalite eine rhythmische Aufteilung erzielt. Die Risalite werden stets nur bis in die unteren Glieder des Hauptgesimses geführt und dort verkröpft, niemals erfährt die Trauflinie des Daches durch sie eine Unterbrechung. Eine Bereicherung der Wand wird häufig dadurch erreicht, daß glatte mit gequaderten Flächen wechseln, sei es, daß das Untergeschoß im Gegensatz zum Obergeschoß oder Risalite im Gegensatz zu den Rücklagen oder umgekehrt gequadert sind. Natürlich handelt es sich nur um in den Putz eingetiefte schmale Streifen, häufig sind die zwischen ihnen stehen bleibenden Flächen von verschiedener Höhe.

Die Fenster sind im allgemeinen doppelt so hoch wie breit, oder etwas niedriger, sie sind meist in vier gleichgroße Flügel aufgeteilt. Die Kreuzsprossen, die die Barockzeit bevorzugte, fehlen bei Dunckelberg schon ganz. Meist sind die Fenster ohne Rahmen in die Wand eingeschnitten, nur besonders betonte Achsen werden durch eine einfache Putzvertiefung gerahmt. Vorspringende Rahmenprofile, wie sie bereits Wollf in seinen Bauten anwendet, kennt Dunckelberg noch nicht. Charakteristisch ist die seitliche Verbreiterung der Vertiefung an dem Fenster über der Haustür, deren Breite darin wieder aufgenommen wird. Die Haustüren selbst sind ganz schlicht in Rahmen und Füllung aufgeteilt, nur selten die einzelnen Füllungen innerhalb der Fläche noch dekoriert. Das Detail, insbesondere die Schlüsselschilder der Türen, zeigt im allgemeinen noch die Formensprache des Zopfstiles der 90er Jahre. Das Oberlicht ist zuweilen durch eine einfache klar gezeichnete Sprossenteilung ausgezeichnet. Die Haustür, die fast immer in der Mittelachse sitzt, wird häufig durch ein konsolengetragenes Gesims von einfach-kräftiger Formgebung betont, das teilweise auch über den Fenstern wiederkehrt und dann ein weiteres Mittel zur Hervorhebung der Waagerechten bildet. Das Hauptgesims ist im allgemeinen reich gegliedert, wenn auch nicht von starker Ausladung, wie überhaupt alles Relief der Fläche von sehr geringer Tiefe ist.

Die Durchbildung der Giebelflächen ist oft von großem Reiz trotz der architektonisch eigentlich wenig günstigen halben Walmfläche, die an Dunckelbergs Bauten stets wiederkehrt. Ähnlich wie bei manchen Bauten der Berliner Meister sind hier zum Teil vorzügliche Lösungen gefunden, die den Charakter der Hauptfront in ihrer vorwiegend waagerechten Gliederung geschickt abwechseln. Das Dach ist im allgemeinen etwas flacher als 45°, nur die Bohlendächer sind steiler. Eine Durchbrechung der Dachfläche ist stets vermieden (nur der Dreieckgiebel der Schule und der Dachausbau des Hauses Seestraße 7 machen eine Ausnahme). Eine Belebung ist nur durch Fledermausgauben erzielt, deren weiche und doch ausdrucksvolle Form sich der großen ruhigen Linienführung gut einfügt. Auch die Schornsteine werden nur wenig über den First hinausgeführt.

Die architektonische Durchbildung von Innenräumen spielt in Dunckelbergs Schaffen nur eine geringe Rolle. Unter den Kirchen ist, wie schon oben geschildert, nur die Hohenzieritzer reicher durchgebildet. Charakteristisch ist auch hier die außerordentliche Einfachheit der Mittel und die Klarheit des Aufbaus. Von sonstigen Innenräumen unseres Meisters – größere Aufträge sind ihm auch nicht zuteil geworden – ist nichts bekannt; die Innenausstattung des Neustrelitzer Badehauses, die noch bis vor kurzem erhalten war, rührt von Wolff her.

Inwieweit Dunckelbergs Bauten im Äußeren ehemals farbig behandelt waren, ist nicht mehr festzustellen. Heute zeigen alle ein gleichmäßiges Weiß, das, wenn es auch nicht ursprünglich sein sollte, jedenfalls noch aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts herrührt. Es ist anzunehmen, daß – wie bei den Berliner Bauten – ursprünglich Risalite und Rücklagen wenigstens bei größeren Bauten verschieden getönt waren. Bei den Bauakten des Neustrelitzer Schulhauses liegt eine Rechnung über Farben (Englisch Rot und gelber Ocker) aus dem Jahre 1805, die nur den Außenanstrich betreffen kann. Auch eine Notiz in den Rechnungen

der Schillersdorfer Kirche deutet auf Außenanstrich hin. Aus den erhaltenen Zeichnungen ist ebenfalls nicht mit Sicherheit die Farbengebung zu bestimmen, doch scheint im Allgemeinen ein helles Gelb für die vorspringenden, ein Rot für die rückliegenden Teile angewandt zu sein, reichere Betonung der Einzelformen ist nirgends anzunehmen. Das Einzige, was sich an Bemalung erhalten hat, sind die Rankenornamente am Mittelrisalit des Wohnhauses in Fleeth. Sie sind schwarz auf dem weißen Putzgrund aufgetragen, ihre Erhaltung läßt darauf schließen, daß der Bau im übrigen nicht farbig behandelt worden ist. Wie zurückhaltend Dunckelberg überhaupt in der Farbengebung war, läßt auch der Innenraum der Hohenzieritzer Kirche erkennen, der in der ursprünglichen Bemalung erhalten ist. Er steht damit in gewissem Gegensatz zu den Berlinern, die ihre Bauten reicher farbig behandelten. Aber Dunckelbergs Bauten stehen in der Landschaft, nicht in den Straßen einer großen Stadt, und er wird sich bewußt gewesen sein, daß dem Grün der Umgebung und dem kräftigen Rot der Dächer kein reiches Farbenspiel der Fassaden Konkurrenz machen dürfe und einfaches Weiß am besten zu dem Kontrast der beiden gegebenen Farben stände. Auf dem weißen Grunde kommt auch das feine Relief der Gliederung in seinem Schattenspiel am besten zur Wirkung.

Auch im plastischen Schmuck ist Dunckelberg außerordentlich sparsam. Hier ist nur auf die feine im Putz angetragene Arbeit der Guirlanden-Einfassung am Mittelrisalit des Wohnhauses in Fleeth (Flußseite) hinzuweisen. Die Armut der Zeit und der Mangel an geschulten Arbeitskräften wird der Grund für diesen Verzicht auf ein sonst in jener Zeit beliebtes Ausdrucksmittel gewesen sein.

Mit so geringen Ausdrucksmitteln arbeitete also unser Meister und wußte doch so bedeutende Wirkungen zu erzielen. Obwohl er nicht zu den größten Architekten seiner Zeit gerechnet werden kann, und die Armut der Zeit und Mangel an größeren Aufträgen seine Fähigkeiten nicht zur vollsten Entfaltung bringen konnten, so sind seine besten Werke doch wert, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Der vorstehende Aufsatz von Dr. Paul Martins erschien im Jahre 1927 in Bd. 3 der Mecklbg.-Strelitzer Geschichtsblätter.

Die Vermutung des Verfassers Dr. Paul Martins, daß die Fassaden der bedeutenden Bauten nach damaligem Zeitgeschmack auch von Dunckelberg farbig behandelt waren, darunter vor allem andern auch die des alten Carolinums in der früheren Glambecker Straße, wird mit dem Nachweis der Beschaffung von Farben in Ocker und Englischrot in den Baurechnungen begründet. Wir wissen aus Skizzen und Bauzeichnungen der zeitgenössischen Architekten Gentz und Friedrich Gilly wie allgemein die Verwendung von Erdfarben für Fassadenanstriche damals üblich war bzw. nach dem Vorbild der Renaissance wieder aufgekommen war. In späteren Jahren hat man wohl aus Kostenersparnis bei Instandsetzungen auf die farbige Erneuerung der Außenanstriche verzichtet, und wir kennen das altvertraute Carolinum nur im schlichten Grau des ungestrichenen Kalkputzes. Der Versuch einer Rekonstruktion des einstmals farbigen Bildes schien uns aber sehr reizvoll. Deshalb haben wir es gebracht, obwohl der farbige Anstrich des alten Baus für unsere Leser vielleicht ein ungewohntes Gewand des vertrauten Gebäudes darstellt.

R. S.

Quellenangabe

Die Akten des Hauptarchivs zu Neustrelitz Mecklenburg-Strelitzer Kunstdenkmäler Bd. Kunstdenkmäler der Mark Brandenburg Bd. I.

Döbber: Heinrich Gentz. Berlin 1916

Giedion: Spätbarocker und romantischer Klassizismus. München 1922

Gilly: Handbuch der Landbaukunst . . . . Berlin 1798 ff. Über Erfindung . . . der Bohlendächer . . . . . Berlin 1797. Anleitung zur Anwendung der Bohlendächer . . . . Berlin 1801

Gut: Das Berliner Wohnhaus. Berlin 1917

Riedel: Sammlung architektonischer . . . . Verzierungen . . . . Berlin 1803 ff. Erklärung über den Zweck, die Konstruktion . . . . . Berlin 1803

Schmitz: Berliner Baumeister am Ausgang des 18. Jhd. Berlin 1914

Valdenaire: Friedrich Weinbrenner. Karlsruhe 1919

Wallée: Aus der Geschichte der Techn. Hochschule in Berlin. Zentralblatt der Bauverwaltung 1898. Nr. 27 ff.

Auch ein Beitrag zur 750jährigen Geschichte der Stadt Wismar

Siehe Abbildung der Stadt Wismar auf Seite 3

„WALFISCH"

Mecklenburgs kleinste Ostsee-Insel

Von Hans-Günther Wentzel

In der inneren Wismarschen Bucht liegt die kleine Insel Walfisch. Sie ist heute 11 ha groß und dient als Naturschutz-Insel.

Verschiedene Arten von Möwen, Enten und Wasserhühnern sowie Seeschwalben und Sumpfvögel haben sich hier im Laufe der letzten 25 Jahre angesiedelt.

Zwischen der Vogelwarte Hiddensee, der Kreisverwaltung Wismar und der Fachgruppe Ornithologie des Kulturbundes besteht eine Zusammenarbeit in der Betreuung dieser Vogelschutzinsel.

Für diese Aufgabe wurde ein Referent eingesetzt, der auch für eine Bestandslenkung, insbesondere bei den Möwen, zu sorgen hat. Im letzten strengen Winter soll sich auch der buntgefiederte Austernfischer aus dem hohen Norden wieder eingefunden haben.

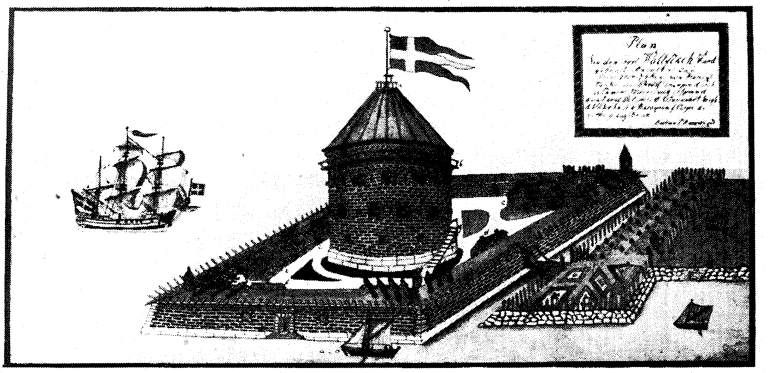
Es ist noch gar nicht so lange her, da war der Walfisch ein recht kleines Eiland. Als man 1948 mit der Vertiefung und der Verbreiterung der Fahrrinne zur offenen See begann, stand auch die Frage zur Diskussion „Wohin mit dem Baggergut?" Klappschuten zum Versenken dieses Gutes in der offenen See standen z. Z. noch nicht zur Verfügung. So machte der Baggerführer Prohn vom Eimerkettenbagger „Achilles" den Vorschlag, den ausgebaggerten Boden auf der Ostseite des WALFISCH aufzuspülen. Damit der aufgeschwemmte Boden durch Brandung oder Hochwasser nicht fortgespült werden konnte, wurde vorher ein größerer Faschinengürtel für die Neulandgewinnung angelegt. Dieses wurde auch deswegen notwendig, um eine Versandung der Fahrrinne nach Kirchdorf, Fährdorf und des vorgelagerten Küstenstreifens zwischen Gr. Strömkendorf und Fischkaten-Redentin zu verhindern. Damit wurde auch der Fischbestand in diesem Teil der Bucht gesichert, wo noch viele Kleinfischer ihren Lebensunterhalt finden.

Seit über 70 Jahren befindet sich auf dem Nordende der Insel ein Leuchtfeuer. Dieses besteht aus einer eisernen Gitterbake mit 2 Galerien, einem weißen Laternenhaus und kupfernem Dach. Das Signal wird alle 12 Sekunden einmal kurz, einmal lang, ausgestrahlt, und zwar in einem Wechselrhytmus.

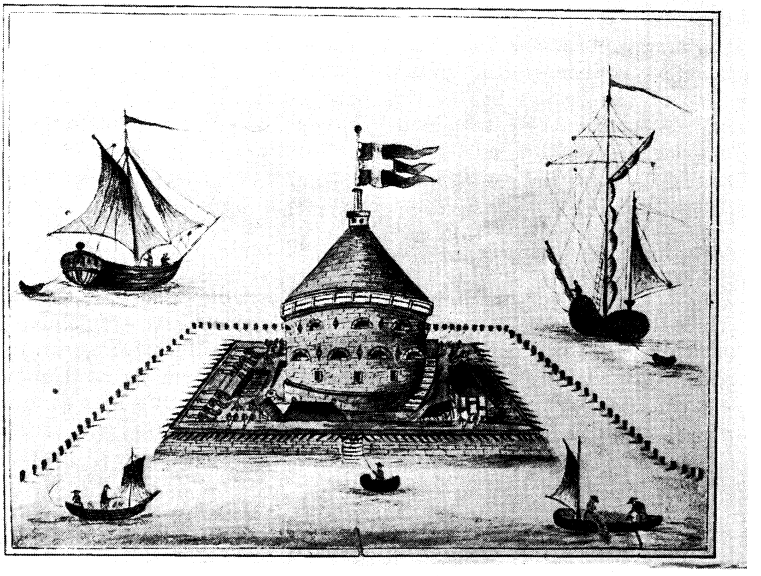
Das Betreten der Insel ist nur den dazu Befugten gestattet.

Nach dieser Einleitung aus der Gegenwart möchte ich auf die Entstehung und die wechselvolle Geschichte des WALFISCH eingehen. Durch eine nacheiszeitliche Senkung des Flachlandes zwischen den Steilküsten der jetzigen Insel Poel und dem Klützer Ort entstand die Wismarsche Bucht. Zum größten Teil hatte dieses Gebiet vorher einen sumpfigen Boden. Als großer Hügel ragte aus der inneren haffähnlichen Bucht die heutige Insel WALFISCH hervor.

1271 wird in der Chronik von Wismar diese Insel als Aderholm bzw. nur als Holm bezeichnet. Um 1629 gaben fremde Seeleute dieser Insel den neuen Namen WALFISCH. Dieses beruht auf der Form der Insel. Dem etwa 6 m hohen Steilufer der Insel schließt sich, allmählich abflachend, ein etwa 300 m langes schwanzähnliches Stück an. Je nach dem Wasserstand verkürzt oder verlängert sich dieser nach Süden verlaufende Teil. Die Insel selbst besteht aus steinigem Geschiebemergel. Sie wurde anfänglich als Pferdekoppel benutzt, wofür der jeweilige Pächter jährlich eine Pacht von 40 Schillingen zu bezahlen hatte.



Fortifikationen auf dem Walfisch (vor 1718).



Die Insel „WALFISCH" in der Wismar-Bucht mit den alten Festungsanlagen und der schwedischen Kriegsflagge. Wentzel'sche Schiffshistorische Sammlung

Infolge ihrer Lage, wo sich zwischen der Insel Poel und dem Fliemstorfer Huk die Bucht stark verengt, erlangte die Insel bald eine strategische Bedeutung. Starke Befestigungen wurden im nördlichen Teil vorgenommen. Im Dreißigjährigen Krieg war der WALFISCH zeitweilig mit 35 Kanonen bestückt. Nach der Besetzung Wismars und der Insel Poel durch die Schweden im Jahre 1648 zerstörten 1718 die Dänen und Brandenburger die Befestigungsanlagen auf der Insel WALFISCH. 1631 lagen in dem 6–7 m tiefen Wasser zwischen dem WALFISCH und der Insel Poel 11 Orlog-Schiffe auf Reede. Graf Philipp v. Mansfeld und Wallenstein hatten sich seit 1628 um den Aufbau dieser Kriegsflotte bemüht. Zwei Schiffe davon wurden in Wismar, eins in Neustadt gebaut, während Wallenstein sich weitere 8 Schiffe aus Danzig kommen ließ. Behelfsmäßig wurden weitere 7 ehemalige Frachtschiffe für Kriegszwecke hergerichtet. Damit glaubte Wallenstein, Wismar vor Angreifern schützen zu können. Wie uns jedoch die Geschichte gelehrt hat, ist alles leider anders gekommen.

Als 1830 die Cholera im Lande ausbrach, diente die Insel WALFISCH als Quarantäne-Station. Jedoch schon 10 Jahre später errichtete ein Wismaraner auf der Insel ein Gasthaus. Bürger der Stadt nutzten die Gelegenheit, sich mit kleinen Segelbooten vom Alten Hafen nach dem WALFISCH übersetzen zu lassen. 1857 wurde in Wismar eine Aktiengesellschaft gegründet, die sowohl auf dem WALFISCH als auch am Wendorfer Strand Badeanlagen und kleine Gasthäuser errichteten. Der Städtische Schleppdampfer „SAMSON" übernahm jetzt die Beförderung der Badegäste von Wismar zum WALFISCH und führte diese auch noch 1865 aus. Danach wird dieser Verkehr wieder eingestellt worden sein. Das Seebad Wendorf, vorher Lorenzhöhe genannt, entwickelte sich schnell, und so ebbte auch das Badeleben auf dem WALFISCH wieder ab. Der Segelsport nahm seinen Anfang. Wer also glücklicher Besitzer eines eigenen Bootes war, konnte hinter Büschen und in den Wällen sich vergnügte Stunden machen.

Durch Vertrag vom 25. Mai/16. Juni 1905 wurde die Insel WALFISCH der Stadt Wismar auf Grund voraufgegangener Rückgabeverhandlungen mit dem Großherzogtum Mecklenburg wieder zurückgegeben. Dieses war noch eines der letzten Überbleibsel aus dem Pfandvertrag zwischen Mecklenburg und Schweden, auf dessen Einhaltung die Schweden am 18. August 1903 endgültig verzichtet hatten.

Zu Ehren der Insel taufte das Hafenamt der Stadt Wismar ihren 1905 bei den Stettiner Oderwerken gebauten Schleppdampfer und Eisbrecher auf den Namen „WALFISCH".

Wer dieses reizende Eiland aus eigener Anschauung kennt, wird sich immer gerne wieder der gewonnenen Eindrücke erinnern. Der weite Blick nach allen Seiten eröffnete stets neue Perspektiven. Da sah man im Hintergrund die markante Silhouette von Wismar: das Kurhaus in Seebad Wendorf, die strohgedeckten Bauernhäuser von Hoben, davor eine Anzahl kleiner Fischerboote und hinter dem Ort den Kirchturm von Proseken; auf einer Landzunge den auch als Seezeichen dienenden Fliemstorfer Baum, die weite offene See, daran anschließend die so fruchtbare große Insel Poel; im Osten entdeckte man die Kirchtürme von Dreveskirchen und Hornstorf und dann in einer kleinen Bucht das Fischerdorf Redentin.

Die geschützte Lage der Bucht hatte sich einstmals auch Klaus Störtebecker als Stützpunkt für seine Piraterie ausgesucht. Damals, während der großen Zeit der „Hanse", war Wismar eine reiche Stadt. Darin hatte Störtebecker sicher gute Chancen gesehen. Ein eindrucksvolles Bild ist uns aus dieser Zeit überliefert worden, das den Beschauer in eine längst vergangene Zeit zurückversetzt.

In internationalen Seekarten und Seehandbüchern ist der WALFISCH als Navigationspunkt eingetragen. Unzählige Seeleute fremder Länder steuerten diesen Punkt an. Er ist ihnen zu einem Begriff geworden. Viele verglichen den WALFISCH mit der der Hafeneinfahrt von Kopenhagen vorgelagerten kleinen Insel „TRE KRONER". Beide dienten durch ihre früheren Befestigungsanlagen zum Schutze der Häfen vor fremden Überfällen.

Ein großer Dank gebührt der Obrigkeit der Stadt Wismar, die 1979 immerhin schon 750 Jahre seit ihrer Gründung besteht, daß sie so sehr darum bemüht ist, die Insel WALFISCH der Zukunft als Naturschutzgebiet zu erhalten.

In memoriam Hans Erich Stier

Dr. Erika Grüder

Am 26. 1. 79 starb in Münster Prof. Dr. Hans Erich Stier. Mancher Caroliner erinnert sich vielleicht an seinen Vortrag beim ersten Marburger Treffen 1956, dessen letzter Abschnitt besonders unserer schönen Heimatstadt Neustrelitz gewidmet war. (vgl. Carolinum Nr. 21/22)

H. E. Stier, seinerzeit der Stolz des Carolinums, widmete sich nach dem Abitur dem Studium der Geschichte, vornehmlich dem der Alten Geschichte, als Schüler Eduard Meyers, dessen „Geschichte des Altertums" er später in jahrelanger mühevoller Arbeit vollständig neu herausgab. 1930 habilitierte er sich mit der zunächst unveröffentlicht gebliebenen Schrift „Die panhellenische Idee und Isokrates", deren erster Teil in wesentlich erweiterter Form unter dem Titel „Grundlagen und Sinn der griechischen Geschichte" im Jahre 1945 erschien. Dieses Thema stand fortan im Zentrum seiner Forschungsarbeit.

1935 wurde Stier an die Universität Münster berufen, zunächst als außerordentlicher Professor. Da er nicht Mitglied der NSDAP war, wurde ihm erst 1946, nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches, der ordentliche Lehrstuhl für Alte Geschichte an der Universität Münster übertragen, wo er bis zu seiner Emeritierung wirkte, hochgeachtet von seinen Fachgenossen, geliebt von seinen Schülern, bewundert von einer großen Zahl von Hörern seiner Vorträge, zumal in der Zeit der immer stärker werdenden Bedrängung durch die Partei. Er war einer der wenigen Historiker, die keinerlei Zugeständnisse an die NSDAP machten. Er verstand es großartig, Zustände des Dritten Reiches, eingekleidet in historisches Gewand, zu geißeln. Immer wußte er, Grundlinien historischen Geschehens so zu schildern, daß der Bezug auf die Gegenwart nahelag. Er trat der Verherrlichung der Gewaltpolitik entgegen. Seine Vorlesungen, von Studenten aller Fakultäten besucht, gehörten damals zu den besuchtesten überhaupt.

Immer am Rande des Redeverbots oder gar der Verhaftung, scheute er kein Risiko. Auch gelegentliche Verhöre konnten ihn nicht einschüchtern. Den durch seine politische Haltung bedingten Verzicht auf Berufung an eine andere Universität nahm er auf sich. Im letzten Kriegsjahr wurde Prof. Stier, der wegen einer Herzschwäche nie Soldat gewesen war, zum Militär eingezogen, weil man den unbequemen Mann loswerden wollte.

Für den Historiker H. E. Stier lag es nahe, daß er sich nach 1945 neben seiner akademischen Tätigkeit der Politik zur Verfügung stellte in der Überzeugung, daß der Nationalsozialismus sich nicht durchgesetzt hätte, wenn sich nicht das geistig gebildete Bürgertum, enttäuscht von den politischen Verhältnissen der zwanziger Jahre, von der Politik ferngehalten hätte. Dieser Fehler durfte sich nicht wiederholen.

Stier gehörte an Adenauers Seite zu den Gründern der CDU, in der er den evangelischen Flügel vertrat. 24 Jahre hindurch war er Abgeordneter der CDU im Rheinisch-Westfälischen Landtag, unermüdlich unterwegs zwischen Universität, Wahlkreis und Landtag. Er war jahrelang stellvertretender Leiter des Kulturausschusses, widmete sich besonders der Entwicklung des Schulwesens und war auch beteiligt an der Herausgabe neuer Schul-Geschichtsbücher und Atlanten. Auf seine Anregung geht die Erweiterung der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften in Düsseldorf um die Abteilung für Geisteswissenschaften und Theologie zurück.

Zusammen mit Prof. Dr. Fritz Ernst gab er seit 1935 die Zeitschrift für Universalgeschichtliche Forschung, „Die Welt als Geschichte", heraus. Unter seinen damals entstandenen Schriften ist besonders „Roms Aufstieg zur Weltmacht und die griechische Welt" zu nennen. Schon während seiner Berliner Zeit war eines seiner schönsten Bücher „Aus der Welt des Pergamonaltars" erschienen sowie eine umfangreiche „Deutsche Geschichte im Rahmen der Weltgeschichte, von den Anfängen bis zur Gegenwart", beide mit besonderer Hervorhebung der Kulturgeschichte. Die „Deutsche Geschichte", deren Erscheinen dann bald von der NSDAP verboten wurde, konnte erst 1958 in bis auf die Gegenwart erweiterter Neuausgabe erscheinen.

Nach seiner Emeritierung gelang es ihm, wenigstens noch einen Teil seiner Forschungen zu veröffentlichen wie „Welteroberung und Weltfriede im Wirken Alexanders d. Gr." und „Augustusfriede und römische Klassik". Von seinen zahlreichen kleineren Schriften ist wohl die bekannteste „Die geistigen Grundlagen der abendländischen Kultur", 1947 herausgegeben von Bertelsmann, Gütersloh, gern gelesen, auch von nicht speziell historisch interessierten Lesern, zumal sich der Verfasser, wie in allen seinen Schriften, auch hier als glänzender Stilist erweist.

Mit Hans Erich Stier ging ein Mann von außergewöhnlicher geistiger Begabung und von vornehmer Gesinnung dahin, den die Universität wie das Carolinum mit Stolz den Ihren nennen.

Die Universität Münster veranstaltet am 16. Mai dem bedeutenden Gelehrten und beispielhaftem Charakter eine Gedenkfeier.

Ein Kulturbild aus dem vorigen Jahrhundert

Der Dorfschullehrer Wilhelm Goele

(1828 - 1908)

Von Ulrich Abraham

Zu den Hinterbliebenen des früh verstorbenen Webers Johann Christian Goele gehörte sein Sohn Wilhelm, der als drittes Kind seiner Eltern am 25. April 1828 in Kanneberg bei Sülze in Mecklenburg geboren wurde. Mit seinen zehn Geschwistern ist er unter sehr bescheidenen Verhältnissen groß geworden. Er war 14 Jahre alt, als sein Vater starb, so daß die entscheidenden Jahre seiner Kindheit noch ganz unter dem Einfluß der väterlichen Erziehung gestanden haben. Früh hat sein Vater, ein großer Musikfreund, ihn mit seinen älteren Brüdern zum Musizieren angehalten und, soweit es Zeit und Umstände erlaubten, mit ihnen zusammen gespielt. Für Wilhelm blieb die Geige lebenslang eine treue Begleiterin in Haus und Schule. Die Pflege der musischen Werte von Musik und Poesie von klein auf erfuhr eine wesentliche Ergänzung in der Erziehung zu sittlicher Haltung. Auf Geheiß seines Vaters mußte Wilhelm aus einem alten, preußischen Evangelienbuch, sehr wahrscheinlich aus dem Nachlaß seines Großvaters, des Küsters und Schulmeisters Johann Jacob Goele zu Verchen in Pommern, als Zehnjähriger des „Goldene ABC" auswendig lernen. Die 24 Vierzeiler müssen sein Gemüt sehr beeindruckt haben, hat er sie doch viele Jahre später als 75jähriger Greis noch aus dem Gedächtnis aufgeschrieben, um die darin enthaltenen Lebensregeln „für die Nachwelt aufzubewahren".

Mit der Beendigung der Schulzeit, die mit einem täglichen, fast einstündigen Fußmarsch zur Schule und wieder zurück verbunden gewesen war, erhob sich die Frage nach der Berufswahl. Der Wunschtraum, Lehrer zu werden oder gar studieren zu können, dieser Wunsch, der 1838 für den damals 10 Jahre alten Knaben greifbar nahe gewesen war, war nicht in Erfüllung gegangen. Damals war sein Vater durch seine Gelegenheitsgedichte wohlhabenden Rostocker Kaufleuten bekannt geworden. Diese hatten an den Versen des Webers Johann Christian Goele ihre helle Freude gehabt und dem Verfasser versprochen, einen seiner Söhne studieren zu lassen. Die Wahl war auf Wilhelm gefallen, der damals noch die Schule besuchte, während seine zwei älteren Brüder bereits in der Lehre waren. Der so großzügig gefaßte Vorsatz, an dessen Verwirklichung Johann Christian fest geglaubt hatte, ist aus unbekannten Gründen nicht zur Ausführung gekommen. Ob der frühe Tod des Vaters im Jahre 1842 daran schuld war, läßt sich nicht entscheiden. Wilhelm war nun gezwungen, wie seine Vorväter Weber zu werden.

Er blieb in Neuhof, wohl zur Unterstützung der Familie im Hause seiner Mutter, die noch die acht jüngeren Geschwister großzuziehen hatte.

Inzwischen war der Sturm der Märzrevolution von 1848 über Deutschland hereingebrochen und erfaßte auch Mecklenburg. Auf Grund der „provisorischen Recrutirungs-Verordnung vom 3. März 1849" hatte Wilhelm sich im Juni desselben Jahres als Wehrpflichtiger in Güstrow zu stellen, wurde jedoch mit einem Freilassungsschein, der ihn „von aller Wehrpflicht entfreiete", entlassen. Da sich die genannte Verordnung im Bundesarchiv nicht ermitteln ließ, muß angenommen werden, daß es sich im vorliegenden Falle um eine mecklenburgische Maßnahme handelt. Mecklenburgische Truppen waren zusammen mit einem deutschen Bundeskontingent in den Kampf um die Befreiung Schleswig-Holsteins von der Dänenherrschaft eingesetzt worden, dann aber auf Grund des Waffenstillstandes vom 10. Juli 1849 in die Heimat zurückbeordert. Im Zusammenhang mit den Ereignissen der

deutschen Einheitsbestrebungen steht sicherlich auch die Abschrift von zwei Gedichten politischen Inhalts, das eine Spottgedicht auf Demokraten, das andere „Schwarz, Roth und Gold" ein Bekenntnis zu einem freiheitlichen, geeinten Deutschland.

Wir dürfen darin wohl ein Interesse Wilhelms für das politische Geschehen seiner Zeit sehen, gleichzeitig aber auch eine kritische Einstellung zu den brennenden Fragen jener Epoche, kritisch, da beide Gedichte Auffassungen der sich feindlich gegenüberstehenden Lager der politischen Willensbildung in Deutschland bringen und in dieser Gegenüberstellung die unterschiedlichen Wesenszüge beider Seiten schärfer hervortreten lassen.

Stärker aber als das Interesse für Politik blieb die Liebe zur Welt des Geistigen, zu Poesie und Musik. Aus den Neuhofer Jahren mit Daten von 1852 bis 1868 stammt eine Menge Abschriften von Gedichten und Sinnsprüchen, darunter auch die uns so erhaltenen Gelegenheitsgedichte seines Vaters. Diese ausgeprägte Aufgeschlossenheit zu den ideellen Werten des Lebens, verbunden mit der Einsicht, daß die Weberei auf die Dauer keinen ausreichenden Lebensunterhalt mehr bot, vielleicht auch die Erinnerung an den Großvater, den Verchener Küster und Schulmeister, wurden die treibende Kraft, sich privat auf den Beruf des Lehrers vorzubereiten. Hilfreichend und beratend stand ihm der Pastor seiner Gemeinde zur Seite.

Ohne Entbehrung und Fleiß war dieser Berufswechsel nicht zu vollziehen. Ein stark vergilbtes, etwas verschlissenes Heft von 44 Seiten enthält in ziemlich kleiner Handschrift Schulgebete und Bibelsprüche aus dem Katechismus „zum Auswendiglernen". Es sind Bibelsprüche zu den zehn Geboten, den 7 Bitten und zum 4. und 5. Hauptstück. Dieser Memorierstoff – wieweit er wörtlich auswendig gelernt wurde, mag dahingestellt bleiben – ist sicherlich ein wesentlicher Bestandteil dessen gewesen, was der Schulamtskandidat Wilhelm Goele bei Ablegung seiner Prüfung vor dem Pastor in Behren-Lübchin und dem Rittergutsbesitzer von der Lühe als Schulpatron an Wissen hat nachweisen müssen.

Nach bestandenem Examen übernahm Wilhelm die Schulstelle auf dem Rittergut Tangrim bei Gnoien. Nun konnte er mit seinen 41 Jahren endlich an die Gründung einer Familie denken. Am 22. Oktober 1869 heiratete er Wilhelmine Kuhlmann, Tochter des Mühlenpächters Johann Friedrich Kuhlmann. Sie war ihrem Mann gegenüber eine kleine, zierliche Person, von gerader und selbstbewußter Haltung, in späten Jahren nach der Geburt von acht Kindern von hagerem Aussehen mit einem von Sorgen gezeichneten faltigen Gesicht. Es waren keine üppigen Lebensverhältnisse, in die sie mit dieser Eheschließung trat. Das Einkommen eines sog. ritterschaftlichen Lehrers war gering. Er war nur Angestellter seines Gutsherrn, obgleich er „im öffentlichen Interesse" in seinen Dienst gestellt war und so „die Funktionen öffentlicher Beamter" versah, ohne allerdings nach damals geltendem mecklenburgischem Recht einen gesetzlichen Schutz vor willkürlicher Kündigung für sich in Anspruch nehmen zu können.

Entsprechend der rechtlichen Absicherung waren auch die Einkünfte aus einer Schulstelle gering. Sie bestanden im wesentlichen aus Naturalleistungen. Eine Milchkuh ging mit den Hofkühen auf Weide und wurde im Winter mit diesen durchgefüttert. Im eigenen Stall wurde eine Zuchtsau und ein Mastschwein gehalten. An Federvieh waren neben Hühnern zwei Zuchtgänse mit Gösseln vorhanden. Korn wurde noch nach Scheffelmaß in Weizen, Roggen, Gerste und Hafer vom Gutshof geliefert. Für den Kartoffelanbau standen 100 Quadratruten oder 21,68 ar zur Verfügung. Dazu kamen 20 Quadratruten oder 434 qm Flachsland zur Gewinnung von Leinwand. Für Feuerungszwecke wurden drei Fuder Buschholz geliefert. Der Flachs wurde eigenhändig zubereitet und dann von der Hausfrau zu Garn gesponnen. Der Webstuhl hatte, solange er noch gebraucht wurde, in der Schulstube seinen Platz. Er diente zum Weben von Leinwand für den eigenen Bedarf, zusätzlich auch vereinzelt zum Nebenerwerb. Aus dem Gartenbau und der Bienenzucht wurden weitere Einkünfte für den Haushalt gewonnen.

Das Einkommen an Geld bestand neben einer geringen Zulage seitens des Schulpatrons aus dem Schulgeld. Es betrug 3 Mark pro Kopf und Jahr für einen Schüler. Die durchschnittliche Schülerzahl von 40, die sich aus den Zöglingen von Tangrim und dem benachbarten Bäbelitz zusammensetzte, brachte die bescheidene Bareinnahme von rund 120 Mark im Jahr. Dazu kam nach einer im Jahre 1869 zwischen Landtag und Regierung zustande gekommenen Einigung eine jährliche Zulage von 90 Mark. Die anderen Leistungen wurden nach Schätzung der Regierung, wie folgt, berechnet:

Wohnung	= 75 Mark
Feurung	= 30 Mark
Garten	= 31 Mark
Weide u. Futter für 1 Kuh	= 36 Mark
26 Schffl. Roggen (ca. 728 kg)	= 78 Mark
16 Schffl. Gerste (ca. 450 kg)	= 28 Mark
4 Schffl. Hafer (ca. 80 kg)	= 6 Mark
4 Schffl. Erbsen (ca. 100 kg)	= 12 Mark
Summe	296 Mark

Das Gesamteinkommen belief sich also auf jährlich rund 500 Mark. Dazu kam als Dienstleistung die Dienst- und Spannpflicht des Schulpatrons, also des jeweiligen Gutsherrn. Sie umfaßte die Bestellung des Kartoffel- und Leinwandlandes, die Anfuhr des Holzes, freie Fuhren zur Mühle, zum Arzt und zur Hebamme.

Zu dieser Festsetzung des Einkommens von Landschullehrern als Minimum, dessen Höhe weitgehend mit der mündlichen Überlieferung aus der Familie übereinstimmt, war es 1869 erst nach langjähriger Verhandlungen zwischen Landtag und Regierung gekommen. Die in der Ständevertretung maßgebende Ritterschaft hatte sich immer wieder gegen diese Festsetzung gewehrt, da sie darin einen entschiedenen Eingriff in die Hoheitsrechte auf ihren Gütern sah. Man sei nicht gegen eine Verbesserung der Einkünfte der Schulmeister, wohl aber gegen eine amtliche Reglementierung, die „eine freiwillig übernommene Ehrenpflicht zu einer Last mache".

Dieser Geist feudaler Herrschaftsauffassung, verbunden mit dem Gedanken patriarchalischer Verantwortung und Fürsorgepflicht, spricht mit derselben Deutlichkeit noch aus dem „Statut für die Industrie-Schule zu Tangrim". Von dem Wunsch geleitet, in allen Stücken für das Beste der Dorfeinwohner in Tangrim zu sorgen", beschloß die Bülow-Tangrimer Vormundschaft im Jahre 1874, „mit der Ortsschule in Tangrim eine Industrie- und Nähschule zu verbinden". Die Aufsicht darüber stand der Gutsherrschaft zu.

Mit der Einrichtung dieser Nähschule, für die als „Lehrerin die Frau des Schullehrers Goele ernannt" wurde, war der Kurator von der Lühe sehr früh richtunggebend einem pädagogischen Erfordernis nachgekommen, das im Gegensatz zum landesfürstlichen Teil in dem Gebiet der Ritterschaft zu diesem Zeitpunkt fast noch gar nicht, in den beiden folgenden Jahrzehnten nur zögernd und vereinzelt seine Verwirklichung gefunden hatte. Der wöchentlich mit 4 Stunden abzuhaltende Unterricht wurde mit der bescheidenen Summe von 15 Reichstalern abgegolten. Damit hatte sich das Jahreseinkommen der Familie auf insgesamt 550 Mark erhöht. Erst 1891 wurde das Gehaltsminimum auf jährlich 700 Mark heraufgesetzt.

Trotz der geschilderten wirtschaftlichen Lage mit ihren geringen Einnahmen hat Wilhelm gewissenhaft und mit Hingabe seines Amtes als Lehrer gewaltet. Die ihm angeborene Herzenswärme, verbunden mit einer wohlwollenden Verständnisbereitschaft gegenüber seinen Schülern und Mitmenschen, machte ihn zu einem Pädagogen, der die ihm anvertrauten Zöglinge wohl zu leiten verstand. Sein Grundsatz war, lieber zehn Tadel zu unterlassen als ein Lob. Die in der Abschrift von 1868 genannten „Eigenschaften des Schullehrers" dürften ihm Vorbild und Richtschnur gewesen sein. „Die christliche Lehre mit dem festen

Glauben an den dreieinigen Gott" bestimmte ohne jede puritanische Engherzigkeit sein Tun und Handeln in seinem Amt als Lehrer innerhalb und außerhalb der Schule, wie er auch wohl „das rechte Maß von Strenge und Milde" für seine Schüler gefunden hat.

Den Schwerpunkt des Unterrichts bildete die Religionslehre mit täglich einer Unterrichtsstunde. Die Stunden verteilten sich auf biblische Geschichte, Katechismus, Bibellesen, Perikopen, also Vorlesen von vorgeschriebenen Bibelabschnitten, und Gesangerklärung. Gesänge und die Glaubensartikel mußten auswendig gelernt werden; dazu kamen eine Reihe von Bibelsprüchen. Jeder Unterrichtstag fing mit Gesang und Gebet an, womit er auch geschlossen wurde. Für die Schulanfänger, die „A-B-C-Schützen", bildete die Fibel die Grundlage für den Lese- und Schreibunterricht. Auf gute Handschrift wurde besonderer Wert gelegt. Für den Deutschunterricht wurden Lesebuch und Sprachlehrebücher benutzt. Der Realunterricht wurde in Geschichte, nach Voß im wesentlichen vaterländische Geschichte, Naturkunde und Geographie erteilt. Das Kartenmaterial war veraltet und schlecht. Noch kurz vor 1900 dienten dem Unterricht Karten aus der Zeit vor der Gründung des Kaiserreiches. Eine junge Hamburger Lehrerin, Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes, die mehrmals in Tangrim zu Besuch war und gerne und häufig im Goeleschen Lehrerhaus einkehrte, ließ es sich nicht nehmen, aus Hamburg die Schule mit zeitgemäßen Karten zu versorgen.

So sorgten die Schule, in der acht Jahrgänge unterrichtet werden mußten, und der Haushalt mit dem Garten, den Bienen und der Viehhaltung, im Anfang auch noch die Weberei, dafür, daß die Arbeit nie abriß. Für Geselligkeit und Muße blieb nur wenig Zeit. Gesellschaftsspiele, wie sie heute niemand mehr kennt, fanden in der wenigen Freizeit immer wieder Anklang und trugen ein gut Teil zur Unterhaltung bei. Oft holte der Hausherr auch die Geige hervor und spielte darauf manche frohe Weise. Ebenso wie sein Vater fand Wilhelm seine Freude am Verseschmieden. Seine Tochter Ulrike, die in besonderer Anhänglichkeit sich ihrem Vater verbunden fühlte, erhielt auf ihren Wunsch von ihrem 13. bis 27. Geburtstag fast jedes Jahr einen in Reime gefaßten Glückwunschbrief. Zur Silberhochzeit seiner Gutsherrschaft trug der Schulchor ein selbst verfaßtes Festlied nach der Melodie „Heil dir im Siegerkranz" vor. Aufgeschlossen für alles Schöngeistige, verband Wilhelm mit einer Reise zu seinem Bruder in Rostock einen Theaterbesuch. Für ihn und seine Tochter, die aus ihrer von der großen Kulturwelt weit abgelegenen, ländlichen Abgeschiedenheit kamen, bedeutete die Aufführung von Schillers „Jungfrau von Orleans" ein außergewöhnliches, unvergeßliches Erlebnis.

Nach fast 36-jähriger segensreicher Amtstätigkeit schied der noch immer geistig rege Dorfschullehrer Wilhelm Goele nicht so ganz leichten Herzens aus dem Dienst. Angesprochen auf seine Entlassung, meinte er, ob er denn schon zu alt sei zum Schulehalten. Mit seiner Frau zog er bei einer sehr bescheidenen Pension zu seinem Sohn Willy, der im nicht weit entfernten Quitzenow Lehrer war. Noch als Endsiebziger erfreute Wilhelm sich guter Gesundheit, bis ein Schlaganfall ihn einseitig lähmte, womit alle Schaffensfreude zum Ruhen kam und auch die gewohnten sonntäglichen Besuche zum Gottesdienst aufhörten. Nach kurzem Leiden fand am 12. Dezember 1908 sein arbeitsreiches, allem Edlen zugeneigtes, Leben sein Ende. Drei Jahre später folgte ihm seine Frau in die Ewigkeit.

Anhang

Eigenschaften und Verhalten des Schullehrers

Oben an stehe der feste unerschütterliche Glaube an den dreieinigen Gott. Diesen Glauben beweise er sowohl in guten wie in bösen Tagen, wie Hiob es tat. Auch sei er anderen Leuten ein Muster in Haltung und Befolgung des dritten Gebotes. Ist der Lehrer nicht selber ein rechtgläubiger Christ, so kann er auch nie die zarte Jugend auf die wahre Bahn bringen, die zu unserem Heiland führet, durch welchen sie Gnade und Seligkeit erlangen.

Zweitens sei der Lehrer ernst, freundlich und sanftmüthig gegen jedermann, besonders aber gegen die jungen Seelen, seine Schulkinder, wo er stets denken und einsehen soll, daß es alles Gotteskinder sind, die ihm der liebe Gott und Heiland anvertraut hat, denen er das lebendige Wort Gottes einzuflößen habe. Hier ist wohl zu bemerken, daß der Lehrer die Kinder lieben muß, damit sie ihn wieder lieben; da dieses die rechte Triebfeder zum Lehren und Lernen ist oder werden muß. Er tändle nicht, lasse ihnen den Zügel nicht zu lang; wohl aber sei er auch nicht zu auffahrend und leicht gereizt, zu harten Strafen und Züchtigungen, wo es noch umgangen werden kann. Bei einem blöden kleinen Kinde, welches ohnehin schon furchtsam genug ist, soll der Lehrer durchaus herablassend und liebreich sein. Fährt er auch dieses an, wie es wohl ein größeres zuweilen bei einem Fehler oder einer Unart verdient, und bringet es öfters beim Aufsagen ins Weinen, so ängstiget es sich natürlich schon vor seinem Lehrer, ehe es vortritt, und der Fortgang im Lernen ist ein desto schlechterer, und es werden hierdurch auch noch die späteren Schuljahre benachteiligt, und statt aus eigener Lust und aus eigenem Triebe zur Schule zu kommen, wird es nur aus Zwang dahin getrieben. Daher soll der Lehrer, wenn er auch strafen muß, doch niemals gegen den Schüler lieblos sein und jeden Morgen Gott um Beistand bitten, daß er das rechte Maß von Strenge und Milde halte.

Seine Schule fange er sowohl mit Gesang und Gebet an, als er sie auch damit schließe. Seine sämtlichen Schularbeiten halte er stets nach einem recht geordnetem Schul-, Tage- und Stundenplane und arbeite, daß er auch demselben pünktlich nachkomme und erfülle. Auch muß der Lehrer den Kindern ein Richter und Vermittler sein können, wo sie etwas widereinander haben und er nicht immer ein Augenzeuge sein kann. Doch hier sei er äußerst vorsichtig, aufrichtig und einsichtsvoll , daß er das Rechte herausfinde und übe. Ja, auch hier, wie beim Lernen und allen seinen Handlungen, denke er stets, daß er vor Gottes offenem Auge stehe.

Nach der Schule soll er sich selber prüfen, wo er gefehlet, sodann die Mängel ablegen und sich selber täglich zu üben und zu vervollkommnen suchen, immer besser und rechtschaffener an den theuren Seelen zu arbeiten, wo er dann auch selber das lohnende Bewußtsein fühlen wird, ein treuer Mitarbeiter am Reiche Gottes zu sein.

Drittens sei der Lehrer fromm und wohlwollend, auch außer seinem Lehramt in seiner ganzen Lebensweise. Seine Frömmigkeit bezeige er durch Worte und Werke. Er vermeide alles Thun, was der Frömmigkeit widerspricht und gehe in keine ungesitteten Gesellschaften, wo er doch nichts Gutes wirken kann-. Er vermeide alle unanständigen Redensarten und begegne mit Weisheit und Kraft den Mitmenschen, die spöttischer Weise über die Religion oder über den Lehrer herziehen.

Schließlich: des Lehrers Wohlwollen bestehe darin, daß er stets, wo er kann und es angemessen ist, seinem Nächsten ohne Eigennutz mit Rath und That aus reiner Nächstenliebe diene. Auch soll er des Nächsten Mängel und Fehler geduldig mittragen, wie auch Unrecht erleiden können, wofern es nicht ein besonderer Umstand gebietet, es abzuwenden. Hat doch der Herr, unser Vorbild, so unaussprechlich viel Unrecht gelitten und für seine Feinde gebetet. Kurz, der rechte Lehrer:

„Denke gut, rede gut und handle gut!"
Dazu wolle ihm der gnädiege Gott behülflich sein!

Der Eine und seine Selbstheiten

Götterdämmerung und Wiederaufbruch in der Edda

Von Otthinrich Müller-Ramelsloh

Viele Bücher belehren uns über die Göttergeschichten der Germanen. Sie führen die einzelnen Götter auf und berichten von ihrem Rollenschicksal. Aber sie haben das große Geheimnis der germanischen Götterwelt nicht erkannt.

Sie sprechen von den zahlreichen Göttern: Von Wodan, Thor und Loge, von Baldur, Heimdall, Bragi und Uller, von Thyr, Aegir, Hödur und von Wali, von Freia, Sif und Nanna, von der Idun und der Wala, von den Nornen und wie sie alle heißen. Aber keines dieser Bücher weiß zu berichten, daß es sich bei der ganzen Götterwelt nur um Verwandlungen Wodans, des einen, handelt.

Er ist die Weltesche und ihr Lebensbrunnen, er ist die Lichtburg und ihr Eisriese, er ist der Weltverstand und die Weltweisheit. Mit sich selbst Ringender ist sein Wesen; immer wieder tritt er in neuer Erscheinung hervor. Immer wieder hat er sich nur verjüngt und verschönt. Denn Sterben ist ja nur das Los des Menschen. Gott kann nicht sterben.

Gott ist das Unendliche, also ist er auch männlich und weiblich zugleich. Und das Unendliche kennt weder ein Mehr noch ein Weniger. In ihm ist keine Individualität. Infolgedessen ist er, Wodan, in allen seinen Erscheinungen er selbst.

Er ist es in seinen Subjektivationen und in seinen Objektivationen.

Der Eine, im Kreise seiner Wesenheiten, wie er sie aus seiner Allmacht hat werden lassen, über alles herrscht er. Einer jeden seiner Wesenheiten hat er Selbstheit gegeben, aus seiner Macht des Grenzenlosen, aus seiner alles ermöglichenden Gestaltungskraft. Machtvoll sind auch sie damit, selbst ihm, dem Einen, gegenüber, wenngleich er sie auch wieder zu sich ziehen, ihre Selbstheit ihnen wieder nehmen kann.

Er ist die unumschränkte Freiheit. Aber auch sie, sie sind Wesenheiten seiner Freiheit, selbst ihrem Wesensgründer gegenüber, gebunden nur in seiner Ganzheit. Bis zur höchsten Vollendung haben sie ihre Selbstheiten ausgebildet, genießen sie ihre Freiheit. So hat er sich über sie vervielfacht, kann er unendlich gesteigert wirken, sich selbst genießen, aber auch mit sich selber ringen!

So hat er seine Welt, zugleich damit sich selbst, ausgestaltet: Er genießt es, wie sie sich entfaltet, das Spiel der verselbständigten grenzenlosen Unbegrenztheiten betreibend.

So hat er sie geschaffen, daß sie auslaufen in ihre Eigenständigkeiten und Selbstheiten und dennoch für alle Zeiten in seiner Ganzheit verbleibend.

Und er ringt mit ihnen, daß sie in ihm wachsen! So mehrt er seine Kraft!

Jederzeit kann er sich aber auch mit seinen freigesetzten Wesenheiten wieder vereinigen. Um eines von seiner Allmacht gesetzten Zieles willen, kann er alles auslöschen, verwandeln und wieder neu erstehen lassen, was er gesetzt hat. Denn er ist Gott und Gott stirbt nicht.

Seine Einzelwesen wissen, daß er das alles kann. Aber sie wissen auch, was sie können und sie streben danach, Gott in seiner vollen Ganzheit zu werden! Denn sie können, sie sollen, sie müssen es sogar: sich ausleben, in all ihrer Freiheit!

Er läßt ihnen das Spiel, das Spiel des Guten, sowie das des Argen, des Maßes und des Unmaßes!

Zielgerichtet ist das Spiel!

Letztenendes mündet es immer wieder ein in die Grenzenlosigkeit des Einen, in seine Allmacht, seine Ganzheit stärkend.

So herrscht er in seiner Welt, hinter allen Begrenztheiten, im Unbegrenzten, und über seine selbstgesetzten Wesenheiten der Freiheit und dennoch der Gebundenheit, in ihm, dem Setzenden. Alles, was geschehen ist, geschieht und geschehen wird, er weiß es. Denn das alles ereignet sich in seiner Ganzheit, seiner eigenen Wesenheit, ist aus ihm selbst geworden und wird aus seiner unbegrenzten Freiheit.

So kämpft er den großen, den unaufhörlichen Kampf, der alles zu verschlingen, zu vernichten scheint! Er will diesen Kampf, das Ringen der unbegrenzten Grenzenlosigkeiten! Er will ihn und die Zerstörung, die der Kampf anrichtet! Auf daß sich das nachwachsende Leben stets wieder erneuere, in jeder seiner gesetzten Selbstheiten bislang unbekannte Möglichkeiten erschließend: im unendlichen Kampf der Endlichkeiten!

So läßt er den Streit frei, die Midgardschlange und den Fenriswolf Loges, den Kampf der Götter, die Götterdämmerung einleitend! Ruchlosigkeit und Ingrim läßt er toben im Kampf der Asen! Tiefe Finsternis fällt über Asgard.

Aber es wird wieder werden, das Licht, in der tiefsten Finsternis wird es geboren, leuchtet es auf, um sich zu einem strahlenden Schöpfungstag zu erneuern!

Jedoch in der Götterdämmerung, da erschlägt der Bruder den Bruder, da erstickt die ganze Sippe der göttlichen Selbstheiten in ihrem eigenen Blut!

Die Walküren, Wodans rettende Wesenheiten, sie suchen das Kampffeld ab. Sie tragen die Gefallenen nach Walhall, allwo letztere ihre Verwandlung erfahren!

Walhall, die Zuflucht aller Gefallenen des großen Weltentages, der rettende Glaube, die Walküren, die erhaltenden Geister im selbstgekürten Kampf, sie tragen die Gefallenen hinüber in ihre geschichtlichen Selbstverwandlungen., Endzeiten und Wiederaufbruch zu neuem Ereignishaften gestaltend.

Der Eine, er weiß es, er will es! Sein Glaube trägt ihn! Sein Selbstglaube, er, der Glaube ist das Gesetz seiner Wesenheit, seiner Selbstheiten!

Spruch

Hans Franck

Nicht das Tun und nicht das Sein,
nicht das Wissen, nicht das Wirken –
ob den irdischen Bezirken
unverrückbar steht nur Ein
Gestirn als Pol von allen denen,
die da leuchten: unser S e h n e n .

Zum 100. Geburtstag des mecklenburgischen Dichters Hans Franck, **geboren 30. Juli 1879 in Wittenburg,** gestorben 10. 4. 1964 in Frankenhorst bei Schwerin

Austkrinkdanz.

In'n Dörpen ist Musiken,
Fiedl, Brummbass, Tut und Fleut!
Ik danz mit mien Mariken.
Se lacht und juucht vör Freud!

Kriedewiedewitt, den solten Hiering,
Kriedewiedewitt, den mag ik giern!
Kriedewiedewitt, wi danzen Austkrink!
Kriedewiedewitt, dreih di mien Diern!

O kiek, wo sei sik weigen,
So selig Back an Back,
Und wo se sik ierst dreigen,
As'n fluttern Schepelsack!

Kriedewiedewitt, den solten Hiering,
Kriedewiedewitt, den mag ik giern!
Kriedewiedewitt, wie danzen Austkrink,
Kriedewiedewitt, dreih di mien Diern!

Nu swiegen de Musiken,
Fleut, Vigelin und Tut,
Wi gahn nah Huus, Mariken,
Dat Danzen is nu ut.

Kriedewiedewitt, den solten Hiering!
Kriedewiedewitt, kumm mit, mien Diern!
Kriedewiedewitt, nu gift dat Bierkrink!
Dat mag ik ok ganz giern!

Otthinrich Müller-Ramelsloh

Ut Dörp un Stadt, Kasern un Schloß
Von Karl Hacker

2. Fortsetzung des in Heft 79 und 80 erschienenen Abschnitt II Dener un Saldat

Wi makten halt up en'n hogen lang'n Barg, wo all vier Maschingewehre holl'n ded'n, wat dunntomals wat niegs wier. Uns Mulesels, de uns Patronen dragen ded'n, wier'n ok all dor, un nu künn't losgahn un dat güng ok los. De Ziele wier'n up Jensied von uns upbugt. Twischen dor un hier wier en tämlich bredes Tal, egentlich blos ne Niederung von uns ut gesehn. In dit Tal grasten de Käuh un stün'n ok miehrere Sennhütt'n. Disse Hütt'n wier'n up dat Dack mit grote Steen bepackt un mang disse Steen klatterten Zicken herüm. Wi had'n äwer ken Tied, uns dat richtig antokieken, denn de Inspekteur kem an un de Ballerie up de Ziele güng los. En von diss Ziele wier ne Atrapp von en Feldgeschütz, wat äwer mit blotem Og kum to sehn wier. Denn wier ne Kavalleriepatrulg upbugt. Dor würd'n fiv bet söss Pierd ut Papp vörbitreckt, up de Pappkavalleristen set'n. Am meisten Spass makt uns dat äwer, wenn uns Zugführer rep: „Mein Zug zur Salve fertig! Legt an! Feuer!" Rumsch, knadderten de tweundreissig Gewehre mit enmal los. Wi had'n uns Knarren so het schaten, dat wi den'n Lop gotnich anfaten künn'n. As de Scharpscheterie vörbi wier, vertellten wi uns, up wat wi egentlich schaten had'n. Dor stellte sich denn veles ruter. En had up de Zicken schaten, de dor up en Dack herümdanzten. Willem Evers säd, he had up en Koh schaten, had se öwer woll nich drapen. Up de Pappierd, de dor vörbitreckt würd'n, had'n se äwer all schaten. Naher stellt sich dat ok ruter, denn de Pierd had'n so vel Treffer, de had'n wi all twintig mal dotschaten. Nah dit Scheten, wull de General noch en Gefechtsübung sehn. De vierte Kompanie güng as Feind rup nah en'n Barg un de dree annern Kompanien süll'n se angriepen. Wi had'n uns bi dat Scheten all so stiew legen, dat wi ierst gornich in'n Zug kamen künn'n. Äwer de Oll makt uns Been. Dull Larm künn he jo nich maken, as dat süss sin Mod wier. He gew woll de Kommandos lud, äwer dat anner, wat he dorbie noch säd, dat künn'n blos de hür'n, de in sin Neg' wiern. „Hundserbärmliche Verbrecherbande, wollt Ihr die Beine in die Hand nehmen! Der Deuwel soll Euch lotweise holen, wenn die Übung nicht klappt! Der erste Zug – – – schwärmen!" Wi spritzten utenanner, as had ener ne Handgranat twischen schmeten. De annern Züg' folgten un toletzt kem de Sturmangriff mit upgeplant't Siedengewehr un en fürchterliches Hurrageschrie folgte. Nu kem de Kritik von den'n Herrn General. Wat he de Herrn dor segt hett, wet ik nich, äwer luter Schmeicheleien sünd dat ganz gewiss nich west, denn dat had em gornich ähnlich sehn. De Klock wier woll so halfsäben, dunn güng dat in de Quartiere. Ümmer den'n Barg dal, grad to, dat wier de negste Weg. Ik wier ok all barg-up und bargdal gahn, äwer so en'n Barg wier ik doch noch nich runnergahn. Gahn? Ne, dat wier egentlich ken Wurt för dat, wat wi makten. Dat wier grad ken kopphester scheten, äwer vel wat anners wier dat ok nich. Wi wier'n froh, dat wi heel un'n ankamen ded'n. Wendt un ik kemen bi en'n lütten Esel- un Zickenbur in Quartier, de Lüd wiern fründlich gegen uns un gewen uns, wat se had'n. Abends kregen wi Pölltüften, Kes' un Zickenschinken. Dat had'n wi all beid noch nich eten. De Kes' wier siehr schön, äwer to Pölltüften? Ne, dat passt nich tosam. De oll Zickenschinken rök so streng', dat mi all von den'n Geruch öwel würd. Wi halten uns uns' Kommissbrot ut den'n Büdel un eten den'n Kes' dorto. Den'n Zickenschinken heb'b wi de Ollsch stahn laten. Den'n annern Morgen marschierten wi vör Dau un Dag nah Münster trügg un von dor mit de Bahn nah Colmar. Dat wier de Inspizierung in min ierst Dienstjohr. De Oll höl uns noch ne dägte Ansprak, de man so von Schwienhun'n un Halunken wimmeln ded. He meente, wat wi so wesen had'n wier jo delwies ganz god west, delwies äwer unner aller Kanon. „Nicht blos die alten Esel", dormit mente he de oll'n Lüd, „nein, auch die dummen, dickfelligen Saumagen von Rekruten haben unter aller Luder schlecht geschossen, haben mich vor dem Herrn Inspekteur der Jäger und

Schützen sterblich blamiert! Passt mal auf, Ihr Schweinekadetten, Euch werde ich die Flötentöne schon beibringen! Euer Exerzieren hat der Herr General gelobt, ich weiss nicht warum. Ich weiss aber, dass Ihr es besser könnt. Warum habt Ihr das nicht getan? Das liegt an der verfluchten Gesinnung in der Kompanie, die Gesinnung ist unter aller Kritik! Das soll und muss besser werden! Der Deubel soll mich und Euch holen, wenn ich es nicht erreiche, Euch zu brauchbaren Soldaten zu erziehen! – Feldwebel, haben Sie noch was, sonst lassen Sie die Leute wegtreten!" „Jawohl, Herr Hauptmann, ich habe noch die Befehle für morgen bekannt zu geben," säd de Feldwebel. De Oll läd de Finger an de Mütz un güng de Trepp hendal. Nu füng August an: „Von unserm Bataillon soll ein Pionierkommando gestellt werden. Jede Kompanie hat dazu zwanzig Mann zu stellen. Das Kommando führt Herr Leutnant Ritter. Vortreten, wer Lust hat, sich als Pionier ausbilden zu lassen!" Ungefiehr vierzig Mann treten vör. „Nein, so ist das nicht gemeint," säd de Feldwebel, „vortreten dürfen nur Leute vom letzten Jahrgang. Alle andern wieder eintreten." Von uns Jägerschaft wier Baase un Evers vörtreden, de nehm he ok beid'. Se wiern jo grad ken god'n Schützen, äwer ok ken schlichten. Von de annern Kompanien wiern ok eben so vel Mann stellt un mit diss Gesellschaft marschiert de Leutnant den'n annern Morgen los, runner nah de Ill. Wat se dor all makt heb'n, wet ik nich, äwer middags kemen se nah Hus un süll'n för den'n Nahmiddag jeder ne Badhos' mitbring'n. Dat wier jo nich so schlimm, denn so'n Ding kost fuffzig Penning. Äwer, wenn es keen fuffzig Penning hett un kener will se em lehnen, denn is dat so ne egen Sak. Uterdem pumpt en'n Soldat ken Minsch wat un de Soldat sall ok ken'n Minschen anpumpen. All löpen se hen un halten sich ne Badhos', ok Baas' güng hen un halt sich en. Willem Evers set up sin'n Schemel un tellt sin Geld, dat gornich dor wier, denn sin Geldbeutel wier so lerrig, as had em de Bull utlickt. As Baas' werre kem, säd he to Evers:

„Du, gah blos bald hen un hal Di ok so'n Ding, dor sünd nich miehr vel." „Ja", segt Willem, „wist Du mi Geld dorto vörscheten? Ik gew Di dat bi den'n Löhnungsapell werre." „Ne", segt Baas', „denn kann ik min fuffzig Penning jo man gliek in de Ill schmieten, denn wet ik wenigstens, dat ik se nich werre krieg." So füng Willem noch bi poor an to bohren. Öwer kener wull ran, ik glöw nich blos, dat se ehr Geld nich werre kregen, as ok dorüm: se wull'n doch mal sehn, wo Willem sich hier ruter win'n ded. „Wet'st Du wat," segt Unkel Bräsig, „Du hest doch en Paket von Hus kregen, wat inneiht wier in en'n Sack. Wenn Du dor de Timpen afschnitt'st un steckst dor de Been dörch, denn hest Du ok ne Badhos'." Willem kek em so fragwies' an, ob he dat woll so meenen ded. Poor annern mischten sich gliek dormang. Jeder säd: „Jawoll, Willem, dat geiht," denn jeder markt, dit künn en Hauptkamedie war'n. Un dat kem ok so. Willem füng nu an, dissen Sack sich vörtonehm'n. He schned' mit en Metz de Timpen un'n af, so dat ener mit de Been dörchstiegen künn. „So, Willem", säd Baas', „nu pass se mal gliek an, süss segt Ritter naher, de had'st Du doch ierst anpassen künnt." Willem strööpt sich alles von den'n Liew run un steg as Adam in sin niege Badhos' rin. He müsst nu up en'n Schemel stiegen, dat wi em ok ornlich sehn künn'n. Dat wier ok würklich sehenswiert, sich Willem in dissen Uptog antokieken. En ollen brungriesen Guanasack as Badhos' torecht stutzt. De Adress wier gard in de Mitt von sin Achterdel, dor stünn up: „Jäger Wilhelm Evers, 2. Comp. Jäger Batl. Nr. 14, Colmar i. E. De Urt, wo dat Paket afschickt wier, het Radelübbe b/Zachun. „So, Willem, verwesseln kannst Du Din Büx nich," säd Kaschau, „sö'n Ding ward Ritter woll blos en to sehn kriegen." Ganz woll wier Willem nich bi diss Sak. Äwer he müsst ne Badhos' mitbring'n, dat wier Befehl. Wenn de Leutnant larmte, müsst wierer Rat schafft war'n. Ik kann woll seg'n, dat ik selten so hew lachen müsst, as dissen Middag. All dachten se, Willem kreg en'n düchtigen Anschnauzer von den'n Leutnant, äwer dat süll anners kamen. As dat Pionierkommando den'n Nahmiddag werre an Urt un Stell wier, het dat: „Badehosen vorzeigen!" Willem wes' sin'n Guanasack natürlich ok vör. As Leutnant Ritter dat Ding to sehn kreg, wet he ok nich, sall he lachen örre sall he den'n Kierl mell'n. He wählt dat ierste, he lacht fürchterlich. Willem müsst dat Ding antrecken un de ganze Blas' lacht vör dull un Ritter am düllsten. „Nun haltet Eure wiehernden Mäuler. Evers, Sie gehen heute abend zu meinem Burschen, er soll Ihnen meine alte Badehose geben. Die ziehn Sie morgen an, verstanden?" „Jawoll, Herr Leutnant," säd Willem un güng gliek nah

den'n Dienst nah den'n Leutnant sin Wahnung un kem mit ne piekfeine Badhos' to Hus. Wi wull'n jo nu all weten, wat Ritter segt had. Baas' had uns jo all lang'n allens vertellt. Nu füng Willem noch mal an. Äwer so al he uns vertellte, had de Leutnant blos seggt: „Aber, lieber Evers, hätten Sie mir doch man gleich gesagt, dass Sie keine Badehose haben, ich hätte Ihnen ja eine mitgebracht." Dat he ne half Stun'n as Ulenspegel vör de ganze Schow stahn had, dat vertellt he uns nich.

In disse Tied wier dat, as enes Middags bi dat Afdelen de Feldwebel mi vör de Front ropen ded un vörles', dat ik to den'n Herrn Hauptmann as Bursch kommandiert wier. Ik süll mi Klock twe in sin Wahnung mell'n un süll mi von de Kamer min'n vierten Anzug gewen laten un den'n däglich dragen. Middags süll ik in de Kasern' eten un ok in de Kasern' schlapen, wil de oll Husbursch noch dor wier. Ik verfiehrt mi nich schlicht, denn ik had dat all binah vergeten, dat de Oll mi up den'n Schetstand egentlich all lang'n med's had. Ik halt mi von de Kamer min'n vierten Anzug un treckt mi den'n an, sett'n min Extramütz up un güng nu nah den'n Oll'n sin Wahnung. Dat wier dat letzte Hus in ne niege Strat, en lütte Villa mit Stallgebäude un en'n lütten Goren. Wat ik egentlich up dissen Gang dacht hew, wet ik hüt nich miehr, äwer wenn ik ne lütte Ahnung hat had, wo mi dat hier noch gahn süll, denn wier ik vör de Dör noch ümkiehrt. Ik wier to unsen Feldwebel trüg gahn un had em mell't, he süll mi man gliek inspun'n, denn nah unsen Hauptmann güng ik nich hen as Bursch. Na, ik künn dat nich vörher rüken un seggen künn mi dat ok ken Minsch. Ik kem denn dor an un de Bursch mell't mi bi den'n Oll'n an. Ne ganze Wiel stünn ik up den'n Flur un lurte, denn de Herrschaften wier'n noch bi Disch. Männe, so het de Bursch, löp ut un in, had witte Hanschen an un drög Eten rin un rut. Haha, dacht ik, dit is werre dat oll Geschäft, blos hier geht dat mit Hanschen. Min Herrin had mi mal segt, en herrschaftlichen Dener müsst sich so'ne Knäbel holl'n, dat he se immer ahn Hanschen wiesen künn. Nu güng de Klingel un Männe flitzte rin un ik hürte, dat de Oll säd: „Der Hacker soll reinkommen!" Ik güng forsch rin in de Dör, nehm de Hacken tosam un mell't mi. „Jäger Hacker als Bursche zum Herrn Hauptmann kommandiert." De Oll had en siehr dienstliches Gesicht upset't as he min Meldung anhürt. He wend'te sich an sin Fru, en hellsch lang' un mager Frugensminsch mit en'n Knieper up de Näs', de mi siehr von babendal ankek. Uterdem set noch en Jung von en johrener teihn an den'n Disch, de hellschen blass un mückrig utseeg. „Also, das ist der Hacker, liebe Rie," säd de Oll, „das ist Deiner." De lange Dam kek mi noch scharper an, säd äwer nix. „So," säd de Oll, „nun lass Dir von Männe zeigen, was hier Deine Obliegenheiten als Bursche sind. Aber lass Dich nicht auf faulem Pferd ertappen, mein Junge, dann bist Du reif. Wegtreten!" Ik makte, dat ik ut de Dör kem, güng grad to öwer den'n Flur in de Käk rin, wo Männe un en lütt Mäken von söbenteihn bet achteihn Johr Geschirr afwaschten. Männe makt mi mit de lütt Diern bekannt un ik kek denn flietig to, wat se beid makten. So üm half fiv hülp ik Männe bi dat Kaffeedischdecken un naher ok bi den'n Abendbrotdisch. Dunn künn ik nah de Kasern gahn. Min Kameraden wiern nu all bannig nieglich, wat ik dor bi den'n Oll'n all maken müsst, ob de Diern en hübsches Mäken wier, ick süll mi dor man nich in verleb'n, süss spunnt de Oll mi noch in. „Na," seg ik, „sowiet is dat noch lang'n nich. Wenn Ji denken, ik doh dor wiere nix, as malker dor mit de Diern rüm, denn irr'n Ji Juch äwer bannig. Dat hew ik nämlich de Ollsch all gliek ansehn, dat mit de in so'n Saken nich to spassen is. Wenn de sowat marken ded, wier ik de längste Tied in den'n Hus Bursch west."

Den'n annern Dag güng ik denn werre hen un dunn het Männe mi in alles inweiht, wat ik weten müsst. Wo ik mit den'n Oll'n ümgahn müsst, bi dat Ümtrecken, wenn he von'n Dienst kem, wat ümmer bereit lingen müsst von sin Saken, dat ik vör allen Dingen dornah kieken müsst, dat ken Knöp an de Uniform fehlen ded'n. Vör allen müssten de Absätz von de Stäwel ümmer grad sin. Un denn wes he mi, wo ik dit örre dat ümmer henleggen müsst, wenn he mi wat gew tom Wegleggen. Dunn wes he mi de Stuw von den'n Jung, den'n ik abends in dat Bett bringen müsst un morgens ok ropen un em Kaffee geben. Mit Fritzing bün ik bald god Fründ wor'n. He wier süss en upgewecktes Kind, blos vör de Schol had he ene gruglige Angst. Dat is öfter vörkamen, dat he morgens wegging un gornich nah de Schol hengüng. So

üm elben rüm kem denn en Scholdener un frög nah em, ob he krank wier, he wier nich in de Schol kamen. Wenn dat irgend güng, makt de Ollsch dat so, dat de Oll dorvon nix to weten kreg. Äwer en'n Middag wier de Jung to't Eten noch nich ran, in de Schol wier he ok nich west un to Hus wier he nich kamen. De Oll wier intwischen von de Kasern kamen und towt as en Unkloken rüm. Männe un ik müssten los un den'n Jung söken. As wi äwer den'n Rapp-Platz kemen, seegten wi em ankamen, äwer as he uns to sehn kreg, wull he utdiesen. Wi kregen em äwer bald infung'n un nu güng dat betteln los: Wi süll'n em doch lopen laten, sin Vadder schlög em doch dot un wat he süss noch all tosam stamerte. Dat güng äwer nich, wi müssten em afliewern. Den annern Dag müsst ik em an sin'n Liehrer afliewern un en'n Bref afgeben. Nu güng dat ne ganze Wiel ganz god, bet enes Dags de Bengel werre utritscht wier. Ditmal wier he gornich in Colmar bleben. He wier öwer Land un Feld lopen un dor had em en Paster upgrepen, de nu mit em ankem. Disse Geistliche hett denn de beiden Öllern den'n Rat geben, den'n Jung ut de Schol to nehmen un em in Pension un Unnerricht to geben. He kem denn nu alle Sünndag un güng an'n Mandag werre vergnögt hen nah den'n Paster. Wat ut em worn is wet ik nich.

So güng de Tied hen un dat Utrücken in't Manover stünn vor de Dör. De Oll had bestimmt, ik süll as Bursch mit em in't Manöver un Männe süll to Hus blieben. An den'n tweten September führten wi af in Richtung Schwarzwald. Dat wier en'n wunnerschönen Dag un warm as in'n Juli. Halwe Nahmiddag kemen wi in dat Dörp an, wo wi för de iersten acht Dag' Quartiere betrecken süll'n. Krauchenwies wier en tämlich grotes Dörp mit en Schloß un Park, dat den'n Großherzog von Baden gehürte. Mitt'n dörch dissen Park flütt de Donau. Uns Hauptmann wier bi den'n Förster in Quartier mit Pierd, Pierdbursch un mi. Dat Bataillon müsst alle Morgen siehr tiedig utrücken to't Brigadeexieren, un hat öwer twe Stun'n Marsch bet dorhen. Mi kem dat schön sacht an, denn ik brukte nich mit, müsst äwer middags bi den'n Gasthof „Zum Reichsadler" mit den'n Oll'n sin Mütz un reine Hanschen stahn. He gew mi denn sin'n Schacko un sine brunen Hanschen un denn güng ik werre nah Hus. De Inwahners in dit Dörp führten all mit Käuh' vör de Austwagens un ik dacht' denn an Meckelnborg, wenn dor de Pierdknecht sin vier Pierd vör den'n Austwagen hett, mit de Pietsch knallt un denn in schlanken Draff to Feld führt. Dit wier grad, as wenn en Fleeg in de Melk krüppt. Poormal middags seeg ik ok en'n großen Hümpel Paters dörch dat Dörp schnurr'n alle baarst un in Hoor'n. Mitten up den'n Kopp had'n se all ne kahle Stell un denn bi disse Bombenhitt de schwere Mönchskutt' up den'n Liew un en'n Sträng üm de Tallg. Disse oll'n framen Burschen wier'n ok ganz god dörch den'n Winter kamen. Ik hew weck dorbi sehn, de künn'n kum ehr'n Buk dragen. Ik dacht dunn so bi mi, worüm disse Burschen nich ok Soldat spelen ded'n. De müsst mal uns Oll so in de Finger kriegen. Wo de woll mit eher losleggen würd, dacht' ik, as ik mi dissen Hümpel so ankek un se mi in'n Upmarsch in „marsch, marsch" vörstellte. He würd ehr schön Been'n makt hebben, denn dicke Kierls künn he in den'n Dod nich lieden.

Dat Brigadeexieren durte ne ganze Woch. Dunn kemen wi nah en Dörp, dat het Wiesangelloch. Dor wier dat mit de Quartiere siehr mau bestellt un de Oll fluchte ganz mächtig. He mügt dat giern siehr bequem hebben, wenn he mal ne hemliche Eck upsöken müsst, un hier süll he dat nu friehändig maken, hinner den'n Stall. Wenn he länger hier west wier, had jo woll de Quartierwirt em noch en schönes, bequemes Waterklosett bugen müsst. Ik bünn in'n Krieg nich mit den'n Oll'n tosam west, äwer dat had ik doch giern sehn mügt, wat he in de pol'schen Dörper woll segt had, wenn he dor sowat had söken müsst. Ik müsst nu jeden Morgen mit de Kompanie antreden, brukt äwer ken Manövergepäck dragen, dat packt ik bi den'n Hauptmann in'n Kuffert. In'n groten un ganzen hett mi min ierst Manöver gornich gefall'n, denn de Oll had mi ümmer an den'n Band. Schell hew ik nog upladen müsst, oft vör de ganze Kompanie. Enmal wull he mi all sofort aflösen laten un dat kem so. Dat Bataillon kem in Biwak abends un den annern Dag werre nah dat Dörp torügg, wo wi in Quartier wier'n. De ganze Nacht had dat regent un ik denk so bi mi, wo de woll werre utsüht, wenn he torügg kümmt. He had mi seggt, dat ik an den'n annern Dag, halw twölm, up den'n

Appellplatz von de Kompanie em uppassen süll mit Mütz un witte Hanschen. Nu wier de Klock noch nich elben, dor kümmt he all vor de Dör gebädelt un bröllt as dull öwer mi. Ik lop in Hoorn rut un nu güng dat los: „Verfluchter fauler Lümmel, wo steckst Du Saukerl denn eigentlich? Warum warst Du nicht auf dem Appellplatz?" Ich hat mi so verfiehrt, dat ik toierst ken Wurt ruterkriegen künn. „Antwort, warum hast Du meinen Befehl nicht ausgeführt?" „Herr Hauptmann haben befohlen, dass ich 1/2 12 Uhr auf dem Appellplatz sein soll," antwurt'te ik. „Dummer Deubel, glaubst Du denn, bei diesem Schweinewetter soll ich eine Minute auf Dich warten? Ich werde Dich ablösen lassen und nach dem Manöver mit drei Tagen bestrafen!" So, dat had ik dorvon. Ik hülp em von dat Pierd runner un bröcht dat Pierd in den'n Stall, denn de Pierdbursch wier noch nich ran, kem äwer grad antolopen. De kreg ok noch en'n schönen Anschnauzer. He süll gefälligst de Been'n in de Hand nehmen, bummeln künn he naher, wenn he afliewert had. Ik güng nu rin mit em in dat Scholhus. De Köster mit sin Fru un Kinner had'n sich all in en Eck verkrapen, as de Oll vör de Dör dunnern ded, denn dor künn woll en'n vör grugen war'n, wenn en unsen Oll'n so hürte un seeg. Bi dat Ümtrecken kreg ik ok noch allerhand to hür'n. Nix makte ik em to Dank. As he endlich farig wier un in drög Tüch steken ded, alles up sin'n Platz leg, dat he sich nix miehr förrern brukte, set't he de Mütz recht schef up dat Uhr un güng to'm Eten. Mi röp he öwer de Schuller noch to: „Dass Du Dich nicht aus dem Hause rührst!" „Jawohl, Herr Hauptmann," säd ik. As ik mit sen natte Kledajen up den'n Arm nah buten güng, üm alles rein to maken, dunn mente de Liererfru: „Dasch isch awer ä wüschter Cherl g'si! O mei, o mei, wie hat er Sie als abputzt, der ischt wohl ä gestrenger Herr, der Herr Hauptmann, gelle?" „Na, es geht," säd ik, „dies ist noch nicht so schlimm. Aber er will mich noch einsperren, wenn das Manöver vorbei ist." Nu wunnerwarkt de oll Fru, wat dat doch för „wüschte Cherle" gew. Den'n annern Dag güng dat werre los. Ik mit den Oll'n sin Waschsaken, de ick morgens as letztes in minen Dachs packen müsst, wil de Bagagewagen all weg wier mit de Kompanie. As wi bi dat Gefecht vörgahn ded'n, dunn klätert dat immer vör dull up min'n Puckel, dat Willem Evers ment, ik wier woll en'n Musfallendrager wor'n. Un so ganz unrecht had Willem nich, anhür'n ded mich dat ok so. Wi heb'n denn noch poor gode un ok poor schlichte Quartiere hat, sünd noch poormal in't Biwak kamen und enes goden Tags wier dat Manöver ut. Nah dat letzte „Halt" begraben de oll'n Lüd ehr Läpels. Dat is ne grote Fierlichkeit, de jung'n Johrgang kickt flietig to, dat he dat ok liehrt, wo he dat anner Johr maken möt. En Spassmaker set't sich denn up enen dägten Kameraden un markiert den'n Hauptmann. Je beter he den'n Oll'n nahmaken kann, desto miehr Spass makt dat natürlich de Lüd. Dit Johr wier dat Böttcher, en'n groten Verbreker, en Berliner Dischergesell, de den'n Hauptmann markierte. Sin Pierd wier Ahlgrimm, de Tegler, de den'n Fahnenjunker ümmer kopphester scheten let. All bied grad de richtigen Kun'n. De Offziers keken sich dit Spill ok mit an un kregen hierbi ok ehr'n Semp. Hauptmann „Böttcher" had nu twe lange Johr Gelegenheit hat, sich den'n Oll'n sin Manier aftokieken, un ik möt segg'n, he het nix vergeten. Von den Mütz angefungen, de de Oll ümmer schew umhad, halw nah dat en Og rin, bet up de Titel, de he de Lüd an den'n Hals schmet. De Herr'n Leutnants kregen ok ehr'n Tappen, je nahdem, wat se in de letzte Tied verbuckt had'n un wobi se en'n röwerkregen had'n. Ok dat verget he nich, wat ik noch nich vertellt hew. Wi wiern up den'n lütten Platz bi dat Kompanieexieren un de Oll had sich en Pierd von de 14. Dragoner lehnt, wil sin oll Tät lahm wier. Nu wier uns Oll man en siehr mässigen Reiter un so'n oll'n Kavalleriegaul hät sin Mucken. De Oll bädelt vör dull up em herüm un alles güng ganz god. Mit en mal füng de Schinner an, de Uhr'n to spitzen, denn de Dragoners kam'n von'n Exieren de Schasse langtorieden. De Pierd seeg'ten ehr'n Kameraden mit unsen Hauptmann up den'n Puckel un krieschten em to. Un „Kurfürst", so het de Gaul, kriescht ok werre un füng an, hen un her to trampeln. Em durt woll de Tied all lang, denn sin Kameraden güng'n nah Hus an de Foderkrüff. De Oll gew em de ierst got Würt. As dat nix nützen ded, gew he em de Spur'n. Dat künn Kurfürst äwer nich verdragen, he füng an to bucken – un güng ümmer vör un hinn'n hoch. De Oll kem in Angst un kreg Kurfürst üm den'n Hals to faten, leg mit sin'n dicken Buk lang up dat Pierd un kettelt em dorbi äwer woll mit de Spur'n. Nu füng de Oll ludhals an to bröll'n: „Zu Hilfe, helft mir doch blos von diesem

Satansschinder! Schnell, schnell, komm' mal einer her und helf' mir. Hat denn keiner die Courage, an dieses Deuwelsbiest heranzugehen?" Ahlgrimm wier Hornist un wier ok gliek loslopen, äwer he künn den'n Schinner man nich kriegen. As he em ierst in de Finger had, dunn kem he em nich miehr weg, den Ahlgrimm künn woll en'n Gaul holl'n, he wier en Kierl dornah. „Ich danke Dir, lieber guter Ahlgrimm," säd de Oll, „Du bist der einzige Kerl in der Kompanie, der das Herz auf dem rechten Fleck hat. Hilf mir mal runter von diesem Seelenverkäufer! So, so! Danke, lieber Ahlgrimm. Nun nimm dieses Deuwelsvieh am Zügel, bring den Schinder in die Dragonerkaserne und sag' dem Wachtmeister von der vierten Schwadron, wenn er sich noch einmal unterstände, mir dieses Deuwelsvieh zu schicken, dann brächte ich ihn vor das Kriegsgericht! Los, ab!" Dissen Vörgang bröchten Böttcher un Ahlgrimm ok mit in ehr „Läpelbegraben" un all heb'n se sich kugelt vör Lachen un de Oll ok.

Mit de Bahn führten wi nah Colmar torügg un kemen mitt'n in de Nacht dor an. Den'n annern Dag geben de oll'n Lüd ehr Saken af un den'n nächsten Dag führten se nah de Heimat, de had'n dat schafft.

Gotthold Ephraim Lessing zum Gedächtnis

Zum 250. Geburtstag von Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) erinnern wir uns heute daran, daß

> „Lessing sich nicht erst gegen Ende seines Lebens mit religionsphilosophischen Problemen, vor allem mit dem der Toleranz gegenüber den Juden auseinandergesetzt hat. Erst in „Nathan der Weise" (1779) entwirft er seine Utopie der nebeneinander gleichberechtigten Religionen, die er auf einem abstrakten Humanitätsideal begründet. („Sind Christ und Jude eher Christ und Jude als Mensch? Ah! wenn ich einen in Euch gefunden hätte, dem es genügt, ein Mensch zu heissen"). Schon sehr früh, in einem seiner ersten Stücke, in „Die Juden" (1749), nimmt er sich als Zwanzigjähriger dieses Themas an, will er die allgemeinen Vorurteile der Christen gegenüber den Juden bessern."

Aus der Einführung zu einer Aufführung von „Die Juden" (K)ein Lustspiel von Gotthold Ephraim Lessing am Niedersächsischen Staatsschauspielhaus Hannover am 6. 5. 1979. R. S.

Du wanderst mit

Hans Franck

Auf allen meinen Wegen
klingt neben mir Dein Schritt,
wohin ich geh und wandre:
Du wanderst mit.

Oft wenn ich zitternd zaudre,
zur Flut hinabzusehn,
hör ich in mir Dich flüstern:
„Hinübergehn!"

Oft schreckt mich scheues Schweigen
zu mir allein empor,
wenn ich auf Antwort warte
mit meinem Ohr.

Ich möchte manchmal glauben,
Du wärest ferner nie,
als wenn Du vor mir eiferst:
„Hier bin ich: Sieh!"

Und manchmal möcht ich meinen
nie wärst Du nah mir so,
als wenn ich Arme breite
ins Irgendwo.

Kaschaelen

(Frühling up'm Schillersdörfer Teeraben)

Klaus Giese

Kaschaelen - o, wat is dat vörn'n Wurt? - wat is dat vör'n Klang? Töw aff, ik will't vertellen!

De Rägen har den Schnee dünn makt, un de Wind har em upnahmen. De Barken weegten un weiherten all so iewrig de langen, dünnen Twieg, as künn'n se Tied un Wiel nich mihr afftöb'm, üm to grönen, to bläugen un to fruchten. Krut un Kroom, Busch un Boom, de Vaegel un sogoar de Wulken hard'n 't mit 'n mal ielig. Lang'n, to lang'n har diss Winter Lust un Läbent trügghollen, wiet bet in'm Märzmand rin. Nu drängte Gott nah ewig oll Gebott werrer int Läbent.

Vermorrnto hard'n Spreeg'ns up de Gaewels fläut't. Un as wi up'm Forsthöff bisamen stünd'n, keek jedwereen nah de lustigen Gesellen ut. Nu nüchtern wi ehr noch lieden as Lenzbaden. In de Kirschentied dreigte sich dit Blatt tomeist.

„Ik glöw, in twee, dree Daog ward dat Ies kaschaelen", meente ik bito un keek nah'n See dal.

„Wat is, wat harst du seggt?" güngen mi de Kamraden an. „Dat Ies ka-schaelt ball!" sä'ik noch enns dütlich mit'n schönen breeden ae, as bi „Unkel Braesig".

„Wat deet dat Ies - kaschaelen?"

„Ja" –

„Wat is dat?" –

„O, Jungs, dat kann ik juch so up'm Butz nich seggen un verklohr'n, dat möt'n j' beläben. Paßt up, wenn dat Ies in Schollen breckt! Blifft de Wind up Westendrifft, denn hebb'm wi 't an unsen Öwer".

Buten up de Midd von'n Kotzowschen See wir dat Ies all braken. Ut de Busten quüll Water hoch. Een Waak nah de anner dee sich uü.

Blißnörksen un Märzenten besett'ten se furts un schwapperten up lütte, kortstootige Wellen. „Paak - paak - paak - paak", so keem dat de heelen Daog vont Water her, ok in de Nächt. De Enten un Arpels hard'n meist all reegt, (d. h. sich poart). Aewer doar sünd ja ümmer un aewerall noch Unruhgeister, de rieklich späd gewohr ward'n, datt't all hoch to Tied is. Un „disse kaenen denn so männigen Brutstandsfräden ganz infamtig stüren. Dat geht nich ahn Larm un Stried aff".

Ok de Blißnörksen krietschten väl rüm.

Nu wir aewer noch Tied to'n Bruten un Larmen. Nahsten würd'n Nest, Sittels un Uptucht keen'n Rum mihr vör Nücken un Nixhaftigkeiten laten. Wenn ierst mal de Ruhrsoom iesfrie würr, denn har dat Waterwild Deckung un de Geschäften würd'n ok glieks vull Iewer losgahn.

Uns See däute von de Midd her up. De Waaken würd'n grötter un grötter. Schollen lösten sich. Nah dree Daog brök ok dat Randies in Stücken. Ne schwarte, waterwarme Nacht nehm uns' lütt Welt in'n Arm. Un as ik noch vör't Morgengragen twischen den eenen un den annern Droom upwakte, suste dump de Wind in de Böm un mi drüng sön schäpprig Klimperklang int Uhr. O, hork - 't häwt an - dat Kaschaelen! –

Mit'n Lächeln un ne Freud up den tokam'n Dagg schlöp ik werrer in. Morgens brukte mi keen Minsch wecken.

In'n iersten Anknick wir'k hoch. „Lüd, horkt! - Nu kaschaelt dat! hür'n ji't? - uns' See!" O, ja; ik kreeg ok andächtig Biparts, denn dat kaschaelt nich alle Johr. Düchdig iest müßt dat hebb'm, rasch däut; un denn har de Wind sin Ding'n to doon. De Westenwind dreew hüt ok all de välen groten un dicken, lütten un dünnen, schwoaren un leichten Iesschollen up unsen Öwer to. Doar schöb'm se sich tohoop un jede lütte Well, jede Bülg schwappte de Platen up - un gegen'nanner. Dat geew een Klimpern un Timpern, een Klappern un Schwappern, een Buffen un Bummsen, een Klaetern un Klingen von'n fiensten Klimp-Klamp bet to'n deepsten Rumms.

Un bi jeden Windhusch schwüll disse Frühlingsklang up un bi Flaute aff, wür sogoar heftig un hilt bi Böen un verschweeg eegentlich nie ganz. Allaewerall up de Seen birüm in de leewe Mirower Eck klimperte un klüng nu dat Ies an de Ostöwers. So lüd'te sich de Frühling 1955 sülwst de Klocken to sinen Intoch. Un de klüngen mi reiner noch as all de annern ut Staal un Bronz. Aewer Stund'n up Stund'n wür dat Ies dünner un verlür sich mihr un mihr. So wür ok de Klang schwacker un klaetriger. Liekers wohrte dat Kaschaelen so ungefihr dree Daog un dree Nächt.

As de letzte Klang verflagen wir un dat Water frühlingsfrie ant Öwer schwappte,Toch up Toch, frög ik de Kamraden. „Weet'n j' nu wat Kaschaelen is?" -

„Ja, nu weet'n w't! Schön is't wunnerschön! 't hürt woll to'n echten Mäkelbörger Frühling - dit Kaschaelen".

„Ja, - dat deet't!"

Frühlingstag am Kotzower See

Ein milder Südwind schmolz den alten Schnee.
Nur noch in Schattengründen kauerts weiß.
Horch! In der lauen Nacht erwacht der See.
Mit dumpfem Donnern sprengt er seinen Sarg aus Eis.

Schon steigen jubilierend Lerchen auf.
Zugvögel ziehn in ruhelosen Scharen,
bald wohl geordnet, bald in wirrem Hauf,
zum Norden, dessen Winter sie entflohen waren.

Rotkehlchens Perlgesang beglückt mich wieder.
Im Kiefernaltholz, abendsonnbeglüht,
singt mir die Misteldrossel erste Lieder.
Ich lausch dem Weben, das nun Wald und Flur durchzieht.

Und laß mich auch vom linden Süd beleben,
werf alle Winter-Seelenschlacken aus.
Es ist kein heimlich eigennützig Streben;
ein jedes frühlingsfrohe Dasein strahlt ja aus!

Klaus Giese

Aus den Memoiren des Polizeirats Michael - Neustrelitz

Zur Einführung

Es handelt sich hier um einige kleine Nacherzählungen und Ergänzungen aus der Geschichte unserer Stadt, die der alte Polizeirat Michael in seinem Manuskript (Lebenserinnerungen aus Neustrelitz und Berlin und aus dem Feldzug 1870/1), das etwa 750 Seiten umfaßt, seiner Vaterstadt als Schenkung für das Archiv überließ. Die jetzige Chronistin der Stadt Annalise Wagner hat sich in abendlichen Mußestunden die Arbeit gemacht, dieses sehr umfangreiche Werk durchzuarbeiten und für eine evtl. spätere Herausgabe vorzubereiten. Es sind teilweise interessante Aufzeichnungen in diesen Erinnerungen, die es wert sind, überliefert zu werden.

Michael wurde 1847 in Neustrelitz geboren, war 12 Jahre in der Berliner Kriminalpolizei mit Erfolg tätig, so deckte er unter anderem den großen Millionendiebstahl 1888 in der Berliner Post auf. 1889 nahm er in Neustrelitz das Amt eines Polizeiinspektors an. 1920 wurde er als Polizeirat pensioniert. Er war ein echter Mecklenburger und Demokrat und hat viel Gutes und Fortschrittliches für seine Vaterstadt getan, wie wir noch hören werden.

(Die Schr.)

Postverhältnisse vor 100 Jahren

In 23 Stunden von Neustrelitz nach B e r l i n

Das Posthaus stand damals in der Strelitzer Straße 1. Vor dem Hause befand sich ein Treppenaufgang, genau wie vor der Sparkasse vom Markt aus, mit Bänken und Linden bestellt. Ein kleines Fenster war der Schalter, durch den jeder Brief und jedes Paket spazieren mußte. Die Besetzung der Post bestand aus 4 Mann, ohne die fahrenden Postillone. Postknechte, d. h. die auf dem Sattelpferd reitenden Postreuter. Ein Postmeister, ein Sekretär und zwei Briefträger. Die Briefträger stempelten ihre Briefe selbst ab, sortierten sie in zwei Reviere. Zweimal täglich wurde die Post in der Stadt befördert. Briefmarken gab es damals noch nicht, erst 1864 wurden diese für Meckl.-Strel. in 3 Sorten herausgegeben. Man trug den Brief zur Post und mußte am Fenster Stempelgebühren entrichten. Das war aber noch nicht alles. Der Briefträger, der dann dem Empfänger den Brief zustellte, mußte noch eine Zustellgebühr von einem „Witten" oder einem „Dreier" einfordern. Ein Brief nach Berlin kostete zwei bis zwei ein halb Silbergroschen plus 1 Dreier für Zustellung. An Trinkgeldern wurde für den Briefträger nicht gespart, sie waren auch darauf angewiesen, denn ihr Gehalt war sehr niedrig.

Etwa 150 Meter vor dem Posthaus bliesen die ankommenden Postillone ihr Signal beim Schrittfahren. Wenn das Signal „Traritrara" verklungen war, ging es in vollem Trab ins Amtshaus. Auch vor jeder Abfahrt bliesen sie ihre Signale. Es bestand ein edler Wettstreit beim Blasen der Postillone, einige waren Künstler auf ihrem Horn. Manche bliesen auch unterwegs, – so z. B. wurde auf der Fahrt von Wesenberg nach Mirow im Wald geblasen. Für die Schuljugend war das nahende Signal der von Wesenberg ankommenden Postillone nachmittags ½2 Uhr durch die Schloßkoppel – immer die höchste Uhrzeit für den Nachmittagsschulbesuch.

Gereist wurde damals wenig, die Postwagenplätze waren selten ausgelastet, trotzdem fuhr noch eine Extrapost. Diese wurde aber meistens von den wohlhabenden Leuten. den Hofgästen, den Courieren und fürstlichen Gästen benutzt. Für die Extrapost wurde ein besonderes Signal geblasen. –

Es kam nicht vor, daß bei Überbesetzung Reisende vom „Schwager" (diese Bedeutung kommt aus dem Französischen: Chevalier postillon = Schwager Postillion) nicht mitgenommen wurden. Dann wurden 1 oder 2 Beiwagen geholt. Mitgenommen wurden grundsätzlich alle Fahrgäste. Nach Neubrandenburg fuhr täglich 2 mal die Post, eine Tages- und eine Nachtpost fuhr nach Berlin, nach Waren und Woldegk fuhr die Post einmal am Tag. Berühmt war der Neubrandenburger Schwager, der jeden Abend nach Altentreptow fuhr, denn er blies jedesmal ein anderes bekanntes Volkslied vor der Abfahrt und hatte dadurch abends viele Hörer um sich versammelt. – Als die Nordbahn Berlin – Stralsund 1877 in Neustrelitz eröffnet wurde, mußte mancher Schwager seinen Beruf wechseln, aber sie blieben meist ihrer Zunft treu. Es mußten nunmehr 4 Briefträger und auch mehr Postbeamte eingestellt werden. So bot sich durch die Eisenbahn für manchen Schwager eine neue Chance. Die Post hatte aber noch einen scharfen Konkurrenten durch den Omnibusverkehr des Privatunternehmers Hinrichs in der Zierker Str. 20. Diese Firma hatte um 1850 etwa das größte Fuhrgeschäft mit tüchtigen Kutschern, guten Pferden und Wagen. Der Berliner Viehmarkt kaufte s. Z. viel Schlachtvieh in Alt- und Neustrelitz auf und Hinrichs hatte den Transport desselben nach Berlin übernommen. Große Vieh- und Frachtwagen seiner Firma fuhren mehrmals die Woche nach Berlin. Daneben hatte Hinrichs 1858 eine Omnibuslinie Neustrelitz – Berlin eingerichtet. die billiger als die der Deutschen Reichspost war. Er nahm nur einen Taler und vier gute Groschen, das war soviel wie heute 3.50, dafür wurde man 23 Stunden gefahren. Gutes Sitzfleisch war mitzubringen. Es war keinem zu viel, denn man stand auf dem Standpunkt: heute noch hier und morgen schon in Berlin. Auf solcher Reise war man manchen Gefahren ausgesetzt. Wer sie hinter sich hatte, wurde bewundert. Morgens um 8 Uhr ging es los. Das erste Halt wurde in Strelitz-Alt vor einem bekannten Gasthof gemacht, dort wurden die Pferde getränkt. In Düsterförde wurde zum zweiten Mal für eine halbe Stunde stillgehalten, denn die drei Pferde waren immer im Trab gelaufen. Die Fahrgäste konnten sich die Beine vertreten und dann gings weiter bis Fürstenberg. Das Merkwürdige während der ganzen Fahrt war, daß die Pferde immer von selbst an dem bestimmten Gasthof anhielten. Sie kannten die Reiseroute und ihre „Tankstellen" hervorragend und „Bumms" standen die drei Füchse vor Tiburtius' Gasthaus in Fürstenberg. Hier nahmen die Gäste den ersten Imbiß in der Gaststube ein. Um 2 Uhr nachmittags ging es erst weiter. In Drögen nur kurzer Aufenthalt, aber in Dannenwalde kam man an die mecklenburgische Grenze, es ging jetzt ins Preußische hinüber. Und da traten auch dann vor dem Zollhaus in Fischerwall die Grenzjäger und Zollbeamten auf. Jetzt hieß es, alles Gepäck heraus und Koffer und Pakete öffnen, von wegen versteuerbarer Sachen. Ein berittener Grenzjäger mit geladenem Gewehr begleitete dann den Omnibus bis Gransee, wo im Hauptzollamt die versteuerbaren Sachen verzollt werden mußten. Das dauerte alles sehr lange. 4 Stunden Aufenthalt von 5 – 9 Uhr war für Gransee angesetzt. Dieser Aufenthalt war das Langweiligste der ganzen Fahrt, denn was gab es schon Sehenswertes in Gransee, und noch dazu am Abend. In Gransee stiegen meistens noch etliche Personen zu, und es kam oft vor, daß der Wagen mit doppelter Besetzung losfuhr. 3 saßen oben auf dem Verdeck und 6 beim Kutscher usw. Jetzt nahm einer der kundigen Fahrgäste die Zügel in die Hand und der eigentliche Kutscher Köppen begab sich zur Ruhe, d. h. er schlief einige Stunden. Wie hätte er auch wohl sonst seinen Beruf ausgehalten? Um 1 Uhr nachts war man in Oranienburg. Eine Stunde Aufenthalt zum Kaffeetrinken. Von Oranienburg bis Berlin ging es dann viel langsamer als bisher. „Noch langsamer", rief ein Reisender dem Kutscher zu; „jo, dat war'n Se glieck marken."

Tatsächlich, zahllose Fuhrwerke mit Gemüse, Obst, Heu, Stroh, Kartoffeln, Milch uw. beladen fuhren nach Berlin, um dort ihre Produkte zu verkaufen. Alle fuhren im Stuckeltrab hintereinander und vor Berlin verteilten sie sich dann in verschiedene Richtungen. Der Omnibus mußte sich also mit einreihen. Kurz vor der Berliner Stadtgrenze wurde wieder vor einem Zollhaus alles revidiert. Es handelte sich hier um die Schlacht- und Mahlsteuer; wenn man Fleisch (Wurst) oder Mehl bei sich hatte, mußte man dieses verzollen. Dann gings durchs Oranienburger Tor und auf den Hof der Klosterstraße 98. Das war die Endstation, von dort mußte jeder sehen, wie er weiter kam,. Eine Pferdebahn gab es damals noch nicht in

Berlin und das Weiterkommen war für den, der sich keine Droschke nehmen konnte, mit Schwierigkeiten verbunden. Aber meistens mag es ihm angenehm gewesen sein, nach der 23 stündigen Sitzprozedur jetzt einige Stunden zu Fuß zu gehen. 5 Jahre später fuhr der Omnibus schon 5 Stunden weniger von Neustrelitz nach Berlin – und dann wurde bald die Nordbahn gebaut und das Pferdebusabenteuer bei Tag und Nacht fand sein Ende.

Füer am Zierkersee und der Mann mit Maske und Schlapphut

1890 wurde sehr oft die Feuersturmglocke geläutet. Gleichzeitig mit der Feuerglocke mußten sämtliche Hornisten und Tambours in der Kaserne durch Blasen und Schlagen ihrer Trommel das Feuer bekannt machen, auch die Schloßwache mußte Feuer austrommeln. Telefon gab es damals noch nicht, man mußte selbst auf der Polizeiwache das Feuer anmelden. Im Frühjahr brach dreimal Feuer in der Schneidemühle am Zierkersee aus, einmal in der Badeanstalt und zweimal auf den Wiesen. In stockfinsterer Nacht huschten 2 verdächtige Gestalten der Seestraße zu. Einige Wochen darauf brannten 2 Rohrmieten auf der Wiese am Zierkersee, wieder etwas später brannte eine andere Rohrmiete. Und dann eine Fischerhütte. Das war ein „Fall" für unseren Polizeiinspektor Michael, denn der über ganz Deutschland bekannt gewordene und von ihm aufgedeckte große Berliner Postdiebstahl ließ hier seine kriminell begabte Veranlagung neu auf den Plan treten. Er fand in einem Fischkasten eines etwas an Land gezogenen Kahnes Kien und Papier. Einige Hölzer steckte er sich ein. Jetzt galt es eine Fußspur zu suchen. Die abgebrannte Wiesenfläche der Rohrmieten war zu einer Sandfläche geworden. Hier auf dem Sand waren Fußspuren festzustellen, sie führten zu dem letzten Haus der unteren Seestraße. Es galt also, dieses Haus aufzusuchen. Der Bewohner trat frank und frei dem Polizeiinspektor entgegen und war ebenfalls interessiert, den Täter der vielen Feuersbrünste ausfindig zu machen, er würde es schon herauskriegen, er sei schon jemandem auf der Spur. Nach weiteren Bemerkungen forderte Inspektor Michael seine Schuhe für kurze Zeit und begab sich wieder zur Brandstelle. Die Sohle paßte auf die Spur und siehe da – haarscharfe Deckung. Zurück zur Wohnung des Täters, der unterdeß von einem Gendarmen bewacht worden war. Der Inspektor nahm dann in der Wohnung und dem Stallgebäude eine genaue Haussuchung vor, offiziell aber äußerte er, ob man vielleicht vom Hof aus besser den evtl. Täter und die Wiesen beobachten könne. Der bewußte Wohnungsinhaber sträubte sich und lehnte diese Aussicht energisch ab. Es käme nur die Stube in Frage. Nach mancherlei Umständen gelangten sie dann in den Holzstall. Direkt hinter dessen Tür lag eine ziemlich frisch gefällte Tanne, von der einige kienige Stücke abgeschlagen waren. Der Inspektor Michael holte seine Kienstücke aus der Fischtonne aus seiner Tasche und paßte diese in die Kerben der Tanne – tadellos fügten sich seine drei Stücke ein. Er sagte dem Täter aller Brände am See die Tat auf den Kopf zu. Natürlich stritt dieser die Brandstiftung ab. Dann schwieg er. Er wurde von Gendarmen abgeführt. Die Vernehmung begann sofort; Unterbrechung, nur zu einer kurzen Mittagspause. Sie setzte sich bis zum Abend fort. Hartnäckige Leugnung. Am nächsten Vormittag erst war der Angeklagte geständig, sämtliche Brände des Jahres angelegt zu haben. Es muß sich hier offenbar um einen Pyromanen gehandelt haben, denn Vorteile von den einzelnen Bränden hatte er nicht gehabt, Lust am Feuermachen war sein Sport und seine Befriedigung gewesen.

*

Auch Lotterie wurde in Neustrelitz gespielt. Es war sehr schwierig, das herauszubekommen, da es nachts bei verschlossenen Türen und verhangenen Wirtshausfenstern geschah. Inspektor Michael jedoch hat auch diese Höllen so sicher ausgenommen, wie er später die 2 Erpresser mit Schlapphut und schwarzer Maske in der Tempelhalle stellen und abführen konnte. Das war so. Eines Tages kam eine ältere Dame völlig verängstigt und eingeschüchtert in sein Amtszimmer und zeigte ihm einen anonymen Brief. Dieser enthielt die Aufforderung, am soundsovielten Tag des Monats abends gegen 9 Uhr in einem Briefum-

schlag 100,- Mark an den sie ansprechenden Herrn abzugeben. Andernfalls usw. usw. Die Sache wurde durchgeführt, d. h. ein Umschlag mit Leerpapier und gewünschter Aufschrift wurde fertig gemacht. Die Dame begab sich zu gewünschter Zeit in die Tempelallee, der Inspektor und ein Gendarm desgleichen. Einer im Efeugebüsch, einer hinter Bäumen versteckt. Der Erpresser kam pünktlich. Die Dame übergab einem maskierten Mann mit Schlapphut den Brief. Dieser eilte schnellen Schrittes davon. Inspektor Michael war aus seinem Versteck ebenfalls schnellen Schrittes an dem Erpresser vorbeigegangen, kehrte sich aber blitzschnell um, riß dem Mann die Maske vom Gesicht, benutzte seine Signalpfeife, um den Erpresser dem Gendarmen zu übergeben.

Ein 2. Fall wurde gleich danach aufgedeckt. Wieder sollte ein Bürger, der als wohlhabend galt, eine größere Summe Geldes postlagernd unter bestimmter Chiffre bis zu einem bestimmten Datum absenden. Auch hier wurde der Täter gefaßt, als er den Brief abholen wollte. Tagelang war ein Polizeibeamter in der Nähe des Schalters, am Stichtag aber der Inspektor selbst, der dann die Verhaftung vornahm. Wenn man sich heute nach 70 Jahren die kleine ruhige Stadt der Bürger und Hofleute vergegenwärtigt, dann muß man staunen, daß der Sumpf der Großstadt auch hier Boden gewann, unter der Maske des Biedermanns und des spießigen Kleinbürgers sproßten die Sumpfgewächse fleißig hervor. Die doppelte Moral, die hier keine Nora umzustoßen wagte, und die soviel Unglück in mancher Familie anrichtete, hat der psychologisch geschulte, menschenfreundliche Michael zu beseitigen gewagt und manche Ehefrau nickte ihm später vielsagend zu, wenn sie dem streng aussehenden Polizeioberhaupt in der Stadt begegnete, der ihren Mann aus den Spielhöllen holte und die Gasthäuser nachts scharf beobachtete, bis das Spielen der „wohlsituierten" Bürger erstickt worden war.

Huddelbäk

Wahrscheinlich weil ums Jahr 1890 noch der Zierkersee zum Amt Strelitz gehörte, hatten die Strelitzer, Trebbower und Fürstenseer Fischkarrer das Monopol, ihre Fischkarren durch die Neustrelitzer Straßen mit Hilfe ihres vorgespannten Hundes zu ziehen. Ihr „K ö ö ö ö p t F i i i s c h" war Mittwochs und Sonnabends in allen Straßen zu hören. Einer der Useriner Fischkarrer war ein stadtbekanntes Original, er hieß Huddelbäk. Der einzige Neustrelitzer Fischer war Fischermeister Meltz, der in der „Fischerstraße" wohnte und dort sein Haus hatte, wo heute das Krankenhaus steht. Er belieferte nur die Hofküche, die Hotels und die „besseren Herrschaften". Die übrigen Fische gab er den obengenannten Fischkarrern zum Straßenhandel. Sie hatten einen großen Deckelkorb auf ihrem Wagen, der bis zu einem Zentner Fisch aufnahm, die alle übereinander lagen. Natürlich waren die unten liegenden Fische meist schon durch die drückende Last tot.

Die 6–8 Useriner Fischkarrer zogen gegen 8 Uhr durch die Schloßkoppel und trennten sich an der Seestraße, denn jeder hatte seine bestimmte Straße. Huddelbäk war stets der letzte, der Nachzügler, denn er war schon morgens nicht mehr nüchtern und bewegte sich daher nur im Trödeln vorwärts. Sein Hund gehorchte aufs Wort. Bei „Purr-Purr" stand er sofort und Huddelbäk konnte den auf die Straße eilenden Hausfrauen mit ihren Schüsseln ein Gericht Fische verkaufen. Für 25 Pfennige bekam man für 4 Personen eine reichliche Mahlzeit. Die alte Witwe Timm, die Frau des C-Husaren, der den Kaiseradler bei Möckern eroberte, machte jedesmal mit Huddelbäk Krach, denn sie wollte für ihren einen Schilling besondere Fische haben. „Ne Olsch, dat giwt nich, hier ümherkrabbeln, un sich de grötsten utsöken för en'n Schilling!" Sie ließ sich nicht stören und tauschte regelmäßig ihre 2–3 Fische um gegen größere. „Purr-Purr" seggt Huddelbäk, „för'n Schilling Fisch un denn noch utgesöchten!" Mit diesen Worten zog er bis zum Nachmittag durch die Stadt, immer im angetrunkenen Zustand. Und die Schuljugend echote den Vers ihm mit Gejohle und Getobe entgegen, bis er saugrob schimpfte. Seine hohen Kniestiefel hatten seit Jahren keine Wixe gesehen und seine weißleinenen Hosen waren steif und graubraun vor Dreck, denn an manchen Tagen fegte er die Rinnsteine damit ab. Die Beine versagten, trotzdem hat er nie die

Orientierung verloren, torkelnd schlug er nachmittags die Richtung Schloßkoppel ein und „Purr-Purr" war stets sein Halt. Er ließ keinen helfenwollenden Menschen an seinen liegenden, stöhnenden und stinkenden „Herren" heran. „Purr-Purr" seggt Huddelbäk, hett sin Büxen ganz vull Dreck", gröhlten die Jungen hinter ihm her, bis er das Weichbild der Stadt verlassen hatte. Aber weil seine Fische stets am billigsten waren, fuhr er meist mit leerem Karren nach Userin zurück und deswegen ging sein „Korn" nie aus.

„Kuhkäse"

1890 sah es auf dem Marktplatz noch ganz anders aus. Ein gärtnerisch angelegtes Rundteil mit Denkmal, 4 Springbrunnen und langen Bänken für die Veteranen der Stadt gab es noch nicht. Der große viereckige Platz war frei und ohne Plattensteige und kaum mit Kopfsteinen bepflastert. Etwa 10 Meter vor dem Rathaus zwischen W.-Pieck- und Stalinstraße stand die Marktpumpe, die natürlich viel belagert wurde und für Klatschweiber und andere ein Stelldichein bot. Neben der Pumpe fand der sogenannte Wochenmarkt statt. Zu ebener Erde standen Körbe mit Gemüse, Obst, Kuhkäse und dgl. mehr, die die Gärtner und Handelsfrauen ausboten. Es blieb nicht aus, daß die Körbe beliebte Haltestationen der vielen wildernden Hunde wurden, wenn die Händler an der Pumpe sich zu langem Geklöhn zusammengefunden hatten. Die Polizeiwache unten im Rathaus konnte in ihren nicht sehr angespannten Dienststunden alles genau beobachten. Als in diesen Jahren der tüchtige Polizeiinspektor Michael aus Berlin in Neustrelitz seine Arbeit begann, wurde mancher Schlendrian mit ehrlichem guten Willen zum Fortschritt beseitigt. Auch er sah die Hundewirtschaft am Korb mit Kuhkäse und frischem Salat. Er setzte es trotz heftiger Debatte bei den 2 Senatoren der Stadt durch, daß drei große Markttische (je 2 Meter lang) für die Händler angefertigt wurden, und damit war die Lebensmittelhygiene schon etwas gehoben. Diesem Erfolg sollten manche andere folgen. Z. B. daß die Fischermeister sich ein großes Bassin für den Fischverkauf bauen lassen mußten, um den Fisch lebend zu verkaufen und die toten Fische der Fischkarrer allmählich zu beseitigen.

Von alter Landesherrlichkeit

Eine uns von unserem Caroliner Otto Sickert aus Cranford im Staate New Jersey USA übersandte Urkunde bringt uns eine staatsrechtlich interessante Tatsache wieder ins Bewußtsein oder zur erstaunlichen Kenntnis, daß es nämlich auch eine eigene Staatsangehörigkeit in Mecklenburg-Strelitz gab. Genau so war es seinerzeit in jedem anderen, auch dem kleinsten Staat unseres deutschen Vaterlandes. Vielleicht war es der Ausdruck der selbstbewußten Staatshoheit, überkommen aus der landesherrlichen Entwicklung der deutschen Fürstentümer.

An diesen Staatsangehörigkeiten hatte weder das Bismarck'sche Reich noch der Ausgang des 1. Weltkrieges etwas geändert. Maßgebend war zuletzt das Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913, das in Artikel 110 der Weimarer Verfassung sanktioniert worden war. Dessen Absatz 1 Satz 2 enthielt jedoch die übergreifende Bestimmung, daß jeder Angehöriger eines Landes z u g l e i c h Reichsangehöriger ist. Diese allgemeine deutsche Staatsangehörigkeit ist jetzt auch im Grundgesetz vom 23. Mai 1949 verankert worden (Art. 16, 73, 74, 116).

Wir veröffentlichen nachstehend die erwähnte Urkunde, die mit Landeswappen und Siegel auch ein heimatgeschichtliches Dokument darstellt und für den Inhaber seinerzeit gewisse Bedeutung hatte. P. H.

Mecklenburg-Strelitz.

Staatsangehörigkeitsausweis.

(Zur Benutzung im Inland.)

Der Georg Emil Otto Sickert

geboren am 16. April 1904 in Osterode

besitzt die Staatsangehörigkeit in Mecklenburg-Strelitz.

Neustrelitz, den 21. April 1923.

Mecklenburgisches Ministerium,
Abteilung des Innern.
Im Auftrage:

Buchbesprechung

Für diejenigen, die zu Fritz Reuter bisher keinen Zugang gefunden haben, sei es, daß das Lesen und Verstehen der plattdeutschen Sprache ihnen Schwierigkeiten bereitet oder weil sie glauben, daß in plattdeutscher Sprache von vornherein nur provinzielle Dinge ohne eine allgemeine Bedeutung behandelt sein könnten, ist Das Große Fritz Reuter Buch im Verlag R. Piper & Co., München Zürich, herausgegeben von Berndt W. Wessling in der Reihe Das Piper-Hausbuch mit ca. 100 Abb. geb. DM 32,- eine große Hilfe. Eingerahmt von zwei auf Reuter bezogenen Nachdrucken aus dem Großherzogl. Mecklbg. Kalender auf das Jahr Christi 1866 und auf das Jahr 1875 führt der Herausgeber den Leser durch das ereignisreiche und keineswegs provinzielle Leben Reuters, beginnend mit einem eigenen Artikel, der mit den Vorurteilen von Zeitgenossen und Nachfahren aufräumt und die Persönlichkeit Reuters an die ihm zustehende Stelle im politischen und literarischen Zeitgeschehen rückt. Nachdem die Neugier des Lesers durch diesen einführenden Artikel geweckt ist, läßt der Verfasser Reuter mit einigen Gedichten in plattdeutscher Sprache zu Wort kommen, die sein humorvoll-kritisches Engagement an Land, Leuten und dem Geschehen in Mecklenburg lebendig zur Anschauung bringen, wobei reizvolle Porträt-Skizzen von Reuters eigener Hand zu den behandelten Personen an den Rand der Textzeilen gestellt werden. Durch einen Beitrag des Reuterforschers Kurt Blatt über den politischen Reuter wird die Gestalt nun mitten in das aktuelle Geschehen gestellt, bevor Gedichte, Versepen, Essays, Briefe an Angehörige und Freunde in plattdeutscher oder hochdeutscher Sprache folgen. Als ein besonderes Verdienst des Verfassers muß gesagt werden, daß die Kapitel aus den Romanen Ut mine Festungstid und Ut de Franzosentid plattdeutsch und zugleich auf der gegenüberliegenden Seite in hochdeutscher Übersetzung gedruckt sind, sodaß der hochdeutsche Leser seinen Text bequem mit dem originalen Text vergleichen kann, so gewissermaßen ein plattdeutsches Lern- und Lesebuch zugleich.

Vor allem aber ist die Veröffentlichung ein Hausbuch im wahrsten Sinne, durch die Vielzahl seiner teils wenig bekannten Beiträge und Illustrationen bestens geeignet für das Vorlesen im kleinen Kreise, wie es in der mecklenburgischen Heimat an Winterabenden früher gepflegt wurde. Keineswegs aber ist es ein Buch, welches nur dem Humor allein, sondern vielmehr dem politischen Zeitgeschehen in der Auswahl seiner Beiträge gerecht wird.

R. S.

Otthinrich Müller-Ramelsloh

vollendet am 6. Oktober sein 75. Lebensjahr und blickt an diesem Tage zurück auf ein reiches, wechselvolles Leben, das erfüllt war von rastloser Arbeit, reichen Erfolgen, aber auch hineingerissen wurde in die Tragödie des deutschen Volkes während des 2. Weltkrieges, den Glauben an die göttliche Gnade und Güte aber nie aufgab. Er gehört zu der Generation, die zu den schwerstbelasteten der deutschen Geschichte zählt. Sie erlebte in ihrer Jugend noch den Glanz der Kaiserzeit und die Leiden des I. Weltkrieges, nahm dann bewußt teil an der unruhigen Entwicklung der Weimarer Republik und wurde schließlich in die Grauen des II. Weltkrieges geworfen. Und doch gelang dieser Generation durch beispiellosen Fleiß, Wagemut und durch ihre Leistungsfähigkeit der Aufstieg aus einer hoffnungslos erscheinenden Lage nach 1945. Eine spätere Geschichtsschreibung wird die Zähigkeit und den Lebenswillen der Menschen dieser Geschichtsepoche besonders zu würdigen haben! – Das Leben dieser Generation und in diesem Falle eines ihrer Angehörigen ist verhältnismäßig leicht zu beschreiben, sofern man sich auf die Darstellung seines äußeren Ablaufs beschränkt. Schwieriger aber wird es, wenn man seine schöpferischen, gestaltenden Kräfte erfassen, seine ethischen und religiösen Grundlagen erkennen will und die weltanschaulichen und politischen Motive, die das damalige Leben entscheidend beeinflußten, darzustellen versucht. Dies ist besonders bei geistig schöpferischen Menschen oft sehr schwer, da komplexe, vielschichtige seelische Strukturen und zuweilen widersprüchliche Strömungen ihr Denken und Handeln bestimmen.

Müller-Ramelsloh, der ein umfangreiches dichterisches und philosophisches Werk schuf und nicht aus bequemem Opportunismus gängigen Zeitströmungen folgte, ist daher nicht in eine Schablone zu pressen. Er ist einer der seltenen mecklenburgischen Juristen, die sowohl tüchtige Vertreter der Rechtspflege waren wie auch als Schriftsteller, Dichter und Philosoph sich Achtung und Anerkennung erwarben.

Weite Teile seiner schriftstellerischen Arbeit sind ohne Kenntnis seines Lebenslaufes schwer verständlich. Seine mütterlichen Vorfahren stammten aus dem ostholsteinischen Dorf Ramelsloh und zogen im Verlaufe der Ostwanderung des deutschen Volkes im Mittelalter nach Mecklenburg und Pommern, wo sie als Landwirte, später als Stadtrichter, Bürgermeister, Rechtsanwälte und Notare und väterlicherseits als Forstleute und Kaufleute tätig waren.

Otthinrich Müller-Ramelsloh wurde am 6. 10. 1904 in Greifswald geboren. Seine Eltern verzogen später nach Mecklenburg in eine seiner schönsten Landschaften, in die sogenannte „Mecklenburgische Schweiz", die nun seine wirkliche Heimat wurde und in seinen Gedichten und Erzählungen Gegenstand seiner Liebe und Sehnsucht blieb. Er verließ nach dem Einjährigen das Gymnasium in Malchin, um in den gehobenen Justizdienst einzutreten.

Da ihm aber dieser Beruf nicht genügte, unterzog er sich als Extraneer der Reifeprüfung an seiner alten Schule in Malchin. Dann studierte er in Greifswald und Rostock Rechtswissenschaft, nachdem er zuvor bereits 6 Semester lang die Verwaltungsakademie besucht hatte. Er wurde an die Amtsgerichte der verschiedensten mecklenburgischen Kleinstädte versetzt und lernte so mecklenburgisches Volkstum mit seinen Werten, aber auch seinen Schwächen kennen, eine Fundgrube für seine späteren humorvollen Erzählungen aus dem Volksleben, denen tatsächliche Begebenheiten zu Grunde liegen. Diese Zeit hat sein Bild von der mecklenburgischen Landschaft und ihren Menschen entscheidend geprägt. Nach bestandenem Assessorexamen war er in der Reichswirtschaftsverwaltung in Berlin tätig. Er ließ sich 1949 als Rechtsanwalt in Hamburg nieder. Es gelang ihm hier, eine erfolgreiche Anwaltspraxis aufzubauen. Außerdem betätigte er sich als rechter Flügel lange Jahre in der Demokratischen Partei. Seit seiner Schülerzeit widmete es sich philosophischen und allgemeinliterarischen Neigungen als hoch- und niederdeutscher Lyriker, Erzähler von Kurzgeschichten und Verfasser einer großen Zahl von historischen Dramen. Die Grundlage seines Schaffens, seiner Weltanschauung legte er in seinen philosophischen Schriften nieder, die darzustellen den Raum dieser Betrachtung sprengen würde und die daher einer späteren Würdigung vorbehalten bleiben müssen. (Seine Lehrer waren u. a. der Philosoph Professor Dr. Friedrich Brunstädt und der Bismarckhistoriker Professor Dr. Wilhelm Schüßler.)

Wenden wir uns zunächst seinen Gedichten und seinen Erzählungen zu, die in hoch- und in plattdeutscher Sprache verfaßt sind. Sie berichten von Naturempfindungen in seiner Heimat, der Mecklenburgischen Schweiz und von Episoden aus den Kleinstädten Malchin, Stavenhagen, Teterow, Krakow u. a. Man erkennt ein sehr feines Naturgefühl und das sehr gepflegte Vermögen, überall Schönes zu entdecken und sprachlich gelungen darzustellen. Seine Lieder singen von der Mutter Erde, vom Frühling, von seinem Licht- und Blumenzauber. Das Herz weitet sich vor Freude und vergißt alle bedrückenden Qualen, wenn die Sonne an einem Frühlingsmorgen mit ihren goldenen Strahlen überall Leben erweckt und an ihrem bunten Blumenteppich webt und wirkt.

Unter neu ergrünten Bäumen

Ich schreite unter neu ergrünten Bäumen.
Das leidgeplagte Herz, es hofft jetzt wieder!
Die Linde wiegt ihr Haupt in schweren Blütenträumen.
Die Lerche jubelt ihre Lieder.

Was Dich, Natur, erneut zum Leben brachte,
Rief in mir wach ein sehnsuchtvoll Verlangen.
Befreit, Dein Frühlingsgeist in mir erwachte,
In Hoffnungsträumen süß befangen.

Die Verführung

Es leuchtet die Sonne so hell und klar.
Wie grünt es und blüht es im Garten!
Es singen die Vögel so wunderbar.
Die Erde ist voller Erwarten!

Geheimnisse wispern am hellen Tag:
Es geistert von Liebe und Leben.
Der Trübsinn dem Locken der Lust erlag
Und hat sich ihr brünstig ergeben.

– Aus dem Band Lyrische Gedichte –

Oft erklingt in seinen Gedichten die Klage um Verlorenes, im menschlichen Leben Unwiederbringliches. Die Rose ist ihm ein Symbol der Schönheit und deren schneller Vergänglichkeit.

Des Glückes letzte Rast

Noch eine Knospe treibt die wilde Rose, voll und rot.
Ein letztes Glück ersehnt ihr heißes Herz.
Lächelnd beut sie dem Wintertod
Kußrote Lippen im Scherz.

Sie schwelgt im Banne süßer Erdenlast.
Vom bleichen Sonnenrausch verzückt, betört,
Zwingt sie das Glück zu kurzer Rast,
Wenn es schon flüchtend sich wendet und kehrt.

In Müller-Ramelslohs Lyrik vernimmt man zuweilen einen schmerzlichen Unterton, das Gefühl der Einsamkeit des Menschen. Der Dichter wäre kein Norddeutscher, wenn seine Liebe nicht auch der plattdeutschen Sprache gehörte.

Mien Mudderspraak

Mien Mudderspraak, so week, so ruuh,
Wat hüür ik se woll giern!
Dat klingt so iehrlich und so truu,
To Huus und in de Fiern!

Wenn Di eis mal de Düvel narrt,
Denn hüürst Du Mudder snacken:
Mien Jung, holl reen de Hand, dat Hart,
Mook mi keen unklauk Saken!

Mien Mudderspraak, oft week, oft ruuh,
Ik hüür se gortau giern:
Klingt dat nich iehrlich, klingt nicht truu,
To Huus und in de Fiern?

Dreipelduurns, S. 21 (gekürzt wiedergegeben)

Die Sehnsucht nach der Heimat, nach den Verstorbenen, lebt in dem plattdeutschen Gedicht

Heimkiehr

Dat güng stracks dörch holprige Straten,
Vörbi an de Kark, de griesen Hüser lang.
Ik wier nu to Huus und künnt noch nich faten.
Mien Hart güng so stötig und bang.

Bie' t Öllernhuus bläuhte de Fleder.
Wat klüng mi dat dütlich int Uur?
Dar süng mi de Wind siene Leder.
He weihte dörch't toslaten Dur.

Wat wispert de Spraak vun de Doden?
De Wind, dei kennt se över alle Tiet!
„Vadder, Mudder, Svester, ik hüür Juch, Ji Goden,
Bald bün'k nu bi Juch, t'is nich mihr wiet!"

Müller-Ramelsloh schrieb auch plattdeutsche Kurzgeschichten, in denen der Schalk, der Humor des Niederdeutschen lebt und die ein befreiendes Lächeln und Schmunzeln im Leser wecken. Es ist ein feiner, besinnlicher Humor, die Freude an den kleinen Dingen des Lebens. Man lese nur die Erzählung „Domänenraat Deichmann ut Retzow" (Dreipelsduurn, S. 102). In den übrigen plattdeutschen Kurzgeschichten wird vom Leben in den kleinen Landstädten Teterow, Malchin und Stavenhagen erzählt und vor allem von dem sorglosen Treiben und den Streichen der Studenten im lieben, alten Rostock. Mancher früherer Rostocker Student wird sie gerne lesen und mit Wehmut daran denken, daß das Rostock jener Jahre einer unwiederbringlichen Vergangenheit angehört. Es sind oft kleine Geschichten, die das Bild vom Leben in den kleinen Landstädtchen abrunden und zeigen, daß eine Welt, erfüllt von kleinen Ereignissen, das Leben glückhaft ausfüllen kann. Überall läßt der Dichter Blumen am Wege aufleuchten.

Die großen Gestalten der Weltgeschichte, die historische, umstürzende Bewegung auslösten und für ihre Ziele ihr Leben einsetzten, hat Müller-Ramelsloh zum Mittelpunkt seiner historischen Dramen gemacht. An ihnen: König Knut, Heinrich Schliemann, Martin Luther, Giordano Bruno, Heinrich dem Löwen und Barbarossa, Ludwig d. Bayern, Karl v. Talleyrand und Napoleon und schließlich Bismarck stellt er seine philosophische Auffassung dar. (Die Abfassung dieser Geschichte darstellenden Werke erforderte von dem Verfasser eine sehr intensive Beschäftigung mit einer umfangreichen geschichtswissenschaftlichen Literatur.)

Den Inhalt und den Verlauf eines historischen Dramas darf man nicht einer streng wissenschaftlichen Untersuchung unterziehen, da Ziele und Methoden einer Dichtung und eines Geschichtswerkes verschieden sind. Der Historiker versucht, aus den Dokumenten und Quellen ein möglichst getreues Bild der Vergangenheit und ihrer geschichtlichen Persönlichkeiten zu gewinnen.

Der Dichter dagegen ist an den Höhepunkten der Geschichte vorwiegend interessiert, wie sie sich in großen Persönlichkeiten darstellen. Das dramatische Aufeinanderprallen von Weltanschauungen und politischen Entwicklungen, personifiziert durch bedeutende historische Gestalten, wird von ihm im Dialog zur spannenden Entscheidung gesteigert. Müller-Ramelslohs Dramen leben also vom Dialog, in dem seine Personen um „Erkenntnis und Selbstvollzug" ringen. (Vgl. Giordano Bruno, S. 100). Der Dichter stellt die Möglichkeit in der Wirklichkeit dar. Seinen Dramen geht eine historische Einleitung durch ‚den Sprecher' voraus, in der zum Verständnis des Hörers die geschichtliche Situation beschrieben wird, in der die Hauptperson lebte, sich entwickelte, siegte oder unterging. Zuweilen folgt dem Drama auch eine Regieanweisung, in der der Verfasser sein Anliegen, das er zur Darstellung bringen will, dem Hörer beschreibt. In dem Drama Giordano Bruno sagt er z. B. in der Regieanweisung, daß er „keinen Märtyrer auf den Barrikaden", also im Verband von vordringenden Progressiven darstellen will, sondern den verzweifelten Kampf des einsamsten Letzten, mit dem eine neue Zeit stets beginnt. Die Helden dieser Dramen sind auch keineswegs Idealtypen, sie bleiben irdische Wesen mit menschlichen Schwächen. Aus innerer Verpflichtung greifen sie zu den Sternen, sind aber oft Wegweiser in eine neue Zeit. Die bessere, neue Welt lebt aus den Opfern ihrer Propheten!

Unser Interesse gilt zunächst den geschichtlichen Dramen, die mecklenburgische Geschichte und ihre Träger beinhalten: In dem Drama „Heinrich der Löwe und Friedrich Rotbart" stellt der Verfasser 2 machtvolle Persönlichkeiten der deutschen Geschichte einander gegenüber, die verschiedene Richtungen der deutschen Geschichte im Mittelalter vertreten. Es geht im Grunde um das alte Problem der deutschen Geschichtswissenschaft, ob Ost- oder Italienpolitik für die Entwicklung des deutschen Volkes sinnvoller gewesen wäre. Das Drama unternimmt es, das Scheitern der Großmachtpläne Heinrichs des Löwen und das tragische Ende Friedrich Barbarossas zu begründen. Die Sympathien des Verfassers neigen Heinrich dem Löwen zu. Nach seiner Überzeugung gelang es den beiden Großen der

deutschen mittelalterlichen Geschichte nicht, das „Schicksal des Abendlandes" zu wenden, weil sie nicht fähig waren, sowohl die Kräfte des Verstandes wie auch diejenigen des Herzens zu koordinieren und gezielt einzusetzen. Nur durch das Zusammenwirken beider Fähigkeiten hätten sie geschichtliche Größe entfalten und dem Leben die vorwärtstreibenden Motive und Ziele setzen können. (S. 18). In den einleitenden Worten des Sprechers heißt es von dem Wesen des geschichtlichen Dramas, daß es ein Drama „zur Überwindung der Geschichte im Sinne einer" Einordnung in die Naturentfaltung des Menschen sein soll. Die Freiheit der Entscheidung sei dem Menschen nur gegeben, wenn er seine verstandesmäßigen und seine seelischen Steuerungskräfte im glückhaften Zusammenspiel wirken lasse. (S. 18f). Dem Menschen bleibt die Freiheit, sich kraftvoll zu steigern und sich folgerichtig zu vollenden oder in der Bedeutungslosigkeit zu verharren. Dabei ist der Mensch eingebettet in die große Gemeinschaft seines Volkes und schließlich der Menschheit. „Das Leben ist verloren, wenn, sofern und sobald man es nicht mehr gestaltet. Gestaltung aber ist kein mehr oder weniger geglückter Meinungsbildungsprozeß, sondern sittlicher Selbstvollzug im Gegenwärtigen, Tathandlung" (S. 19). Nur von diesem Gesichtspunkt aus kann man Geschichte werten und verstehen.

In dem Drama „Ein Kampf um Troja" schildert der Verfasser in 2 Spielen und einem Rahmenspiel das unbeirrte Streben Schliemanns, die Welt Homers, die versunkene heilige Ilias, durch Ausgrabungen wieder lebendig zu machen und hier durch der Menschheitsgeschichte über Jahrhunderte hinweg die Tore in die graue Vorzeit zu öffnen. Wenn auch Schliemann mit seinen menschlichen Schwächen dargestellt wird, so bleibt doch als beherrschende Kraft seines Strebens die Besessenheit des Genies, sein selbstgesetztes Ziel trotz aller Rückschläge zu erreichen. Vom Leben und dem Schicksal eines solchen Besessenen, der gelernt hat, sich selbst zu bezwingen, heißt es in der Schlußszene, in der Virchow und Schliemann das Menschenleben betrachten:

Schliemann: „Und stolz beginnt er, (der Jugendliche)
Sein Leben zu planen.

Virchow: Ein blindes Schicksal droht
Mit einem Schlag ihn zu vernichten!
Verzweiflung überkommt ihn!

Schliemann: Dem aus sich selbst Gesundeten
Wächst schließlich neuer Mut!
Und ihn beseelt der Glaube,
Den die Mutter ihm
Ins Herz gesenkt:
Der Glaube an ein großes Ziel,
Das schon die Phantasie des Kindes ausgefüllt,
An dem er festgehalten hat,
In allen Stürmen seines Lebens
Unbeirrbar!
Voller Hoffnung spannt er seine Segel
Zu immer neuer Zielfahrt,
Ein Gott, der Sterne, Wind und Wogen
Zu lenken mutvoll unternimmt!
Bis er einst heimkehrt.
Im letzten leeren Boot,
Von wannen er gekommen! –

Virchow: Was ist der Sinn der langen Irrfahrt?
War sie vorbestimmt?

Schliemann: Vielleicht im Ganzen:
Aus des eig'nen Wesens Grundzug
In uns auf:
Doch hat ein jeder nicht
Ein schönes, volles Leben,
Sich zu bewähren,
Seine Zwecke kühn zu setzen
Und zu meistern! (S. 87)

Eingebettet in dieses Drama ist die Darstellung vom Untergang der heiligen Ilias, wobei der Zauber der Vergangenheit wieder auflebt, erweckt durch die schöpferische, gestaltende Kraft der Sprache des Verfassers. Ilion wird dem Dichter erkennbar zur Metapher deutschen Schicksals!

Zu den wertvollsten und tiefstangelegten Werken Müller-Ramelslohs, die nach seiner Meinung noch lange Lesedramen bleiben werden, gehören Giordano Bruno und Martin Luther. Im ersteren wird das Leben eines Menschen geschrieben, der seiner Überzeugung die Treue hält und den schwersten, bittersten Opfergang bis zur Auslöschung seiner physischen Existenz geht. Giordano Bruno, 1548, als Sohn eines römischen Offiziers und einer deutschen Mutter, in Neapel geboren, trat zwischen seinem 14. und 15. Lebensjahr ins Kloster und geriet mit den Lehren der herrschenden Kirche bald in Widerspruch. Er floh nach Genf, lehnte es aber aus innerer Überzeugung ab, Kalvinist zu werden. Seine weitere Flucht führte ihn über Paris, London und Wittenberg schließlich zurück nach Italien, wo er in Rom vor ein Inquisitionstribunal gestellt und wegen seiner Weigerung, seine religiösen Überzeugungen zu widerrufen, am Marterpfahl verbrannt wurde. Er lehnte es noch im letzten Augenblick ab, aus dem Gefängnis befreit zu werden. Ergreifend sind eine letzten Worte an seinen väterlichen Freund, der ihn retten wollte:

Bruno: Laß mich meine einsame Straße ziehen,
Ehrwürdiger Vater!
Nun Du bei mir gewesen bist,
Fürchte ich nichts mehr
Auf dieser Welt!
Ich weiß, daß mir
Der Segen des Allmächtigen zuteil geworden ist.
Du, ehrwürdiger Vater
Bringst mir die Bestätigung
Dafür, daß ich recht handle,
Wenn ich den Weg zum Brandpfahl wähle.

Ich war ein Sucher,
Ohne Weg und Ziel!
Des einen nur bewußt:
Ich suchte Gott in allen Wesen,
In Freund und Feind
Und in der eigenen Brust!
Mit ganzer Schwere lastet das Böse auf der Welt!
Laß mich die Kraft des Guten anheben,
Daß die Menschheit erlöst werde!
Ich überwinde meinen Tod,
Bevor ich ihn erlitten habe! (S. 90 f.)

Erschüttert legt man nach dem Lesen den Band fort, in den viel von des Verfassers Philosophie und eigenem Erleben eingeflossen ist. Wir sind gepackt und betroffen, sind zur Entscheidung aufgerufen! Nicht das Vergangene ist das Bestimmende, sondern die Entwick-

lung der Gegenwart und darüber hinaus unser Beitrag an der Gestaltung der Zukunft. Wir müssen uns dieser Aufgabe unterwerfen!

Die gehobene, dichterisch gestaltete Sprache des Dramas ist nicht immer leicht zu verstehen, das wie schöpferischer Ausdruck philosophischer Erkenntnis ist. Der Verfasser lehnt es aber mit Recht ab, sich einer Vulgärsprache zu bedienen, wie es heute leider bei manchen viel gepriesenen Dramatikern und vor allem Romanschriftstellern der Fall ist. Überhaupt ist Müller-Ramelsloh ein scharfer Kritiker gegenwärtiger literarischer Stömungen, in denen man oft die Kraft einer schöpferischen Hochsprache und vor allem sittlicher Vorbilder für unsere Zeit und für unsere Jugend vermißt!

Zu den großen Repräsentanten der deutschen und darüber hinaus europäischen Geistesgeschichte, die auf Müller-Ramelsloh anziehend wirken mußten, gehört Martin Luther, der wie Giordano Bruno, bereit war, für sein Leben seinen Glauben einzusetzen. Nach Müller-Ramelsloh ist bei Luther das Beispiel seiner mutigen Lebenshaltung trotz äußerster Gefahr und des unbeirrten Festhaltens an seinem Glauben wichtiger als seine Lehre, Luther lebte seinen Glauben. Das Drama „Martin Luther" schildert die entscheidenden Stadien in Luthers religiöser Entwicklung, beginnend mit seiner Priesterweihe und endend mit Luthers Gespräch mit seinem Freund Spalatin auf der Feste Koburg. Luther geht folgerichtig den Weg, den sein Gewissen ihm vorschreibt. Der Leser nimmt teil an dem schweren seelischen Ringen Luthers um seinen Glauben. Wir werden Zeugen von Luthers bedrückenden Entscheidungen während des Bauernkrieges und dem Höhepunkt seiner inneren Entwicklung während des Reichstages in Augsburg, wo er in Wirklichkeit schon ein einsamer Mensch war.

Das innerlich bewegende Werk endet mit einer visionären Schau Luthers, ausgedrückt in einer dichterisch vollendeten Sprache.

Luther: Aus dem Unendlichen das Endliche gestaltend,
Herrscht Er[1])
Über alle Gegensätze hinweg
Stets nur das Eine bewirkend,
Machtvolles Leben;
Schließlich selbst die Totenwelt
An seine Ziele bindend,
Entrückt Er,
Die an das Leben glauben,
In sein unsterbliches Wesen,
In seine Lichtgestalt!-
Es rufe der Rufer die Rufer,
Durch die Jahrtausende hin!
Bis an die anderen Ufer,
Erwecke die Welt zu neuem Sinn!
So wachse und werde die Erde
Und treibe im Strom der Gedanken!
Daß sie vollendeter werde,
Zur Sonne die Reben ranken!

In den übrigen Dramen des Verfassers, die wegen der Begrenztheit des Raumes hier im einzelnen nicht besprochen werden können, werden historische Persönlichkeiten behandelt, die deutsche und darüber hinaus europäische Geschichte entscheidend beeinflußten. Wenn sie auch gebunden waren an eine bestimmte zeitliche Epoche, so ist ihr Beispiel, die Aussagekraft ihres Handelns, doch überzeitlich und betrifft auch unsere Zeit und unsere Entscheidungen. Das gilt besonders für das Drama: „Talleyrand und Napoleon". In ihm

[1]) Gott

treten uns 2 politische Menschen entgegen, die mehr oder weniger unbeachtet sittlicher Grundsätze überwiegend mit den Mitteln brutaler Macht und Verschlagenheit Geschichte machten. Napoleon wollte Europa zentralistisch und autoritär regieren und verkannte, daß die europäischen Völker in ihren Traditionen, ihrem Geschichtsbewußtsein und ihrem Willen zur Freiheit Kräfte entwickelten, an denen er schließlich in seiner Maßlosigkeit scheiterte. Talleyrand, der Rationalist, erkannte rechtzeitig, in welche Katastrophe der Weg Napoleons führen mußte, und er war daher bereit, seinen Kaiser zu verraten und neuen Herren zu dienen. Die Ähnlichkeit mit der Entwicklung Hitlers drängt sich zwingend auf. Das Drama endet mit einer zusammenfassenden Schlußbetrachtung des Verfassers, mit seinem Bekenntnis zu einem geeinten Europa, in dem die Völker in Freiheit und Frieden miteinander leben.

Müller-Ramelsloh, dieser eigenständige und oft eigenwillige schöpferische Schriftsteller, hat in verhältnismäßig wenigen Jahren eine reiche Ernte eingebracht. Sein Schaffen enthält hohe ethische Werte, die für unsere Generation und von allem für die Jugend Wegweiser sein möchten in kommende Zeiten! Mögen dem unermüdlichen, von sittlichen Motiven getriebenen Schriftsteller noch lange Jahre erfolgreichen Schaffens beschieden sein!

Bisherige Werke: Dramen: Ein Kampf um Troja – Giebel Bremen – König Knut, Martin Luther, Giordano Bruno, Heinrich der Löwe und Barbarossa, Europäischer Verlag Wien, Ludwig der Bayer, Karl V, Talleyrand und Napoleon, Bismarck und der Kaiser, Bläschke Verlag St. Michael (Österreich) Lyrik, Kurzgeschichten, pp: Ein Band Heimatverlag Garstedt, Dreipel Duurns (Dornentanz) Giebel, Bremen, Würfelspiele, Gedichtetes, Geschichtetes, Kurzroman: Die Verantwortlichen, Verlag Karlsruher Bote, Karlsruhe.

Philosophische Werke: Der Mensch im freiheitlichen Selbstvollzug seines Wesens, Neske Verlag 1970; Der Antimonod, Europäischer Verlag 1971; Der Neue Mensch Bläschke Verlag 1977; Lichtinseln im Weltengrund, ebendort, 1979. = 3 Schriften im Verlag der Deutschen Akademie f. Bildung u. Kultur, Münschen 1976–1978

Otto Witte

Vermischte Beiträge
zum
Carolinum

43. Jg. - Nr. 81 Göttingen Sommer 1979

Dr. Georg Tessin 80 Jahre

In Koblenz vollendet am 16. Juni 1979 Staatsarchivrat a. D. Dr. Georg Tessin sein 80. Lebensjahr. Ein bewegtes, wechselvolles und arbeitsreiches Leben tritt damit ins 9. Jahrzehnt, das dem Jubilar geistig rege noch viel befriedigende Rückschau und Genugtuung über sein großes heimat- und geschichtswissenschaftliches Werk verschaffen möge.

In Rostock als Sohn eines späteren Gymnasialprofessors geboren, besuchte er dort die Große Stadtschule, machte Ostern 1917 Kriegsabitur, wurde Soldat im Flugmeldedienst und studierte 1919 – 1922 Geschichte und als Nebenfächer Geographie und Volkswirtschaft. Am 5. Mai 1922 promovierte er mit „gut" über „Geschichte des mecklenburgischen Militärwesens 1648-1718".

Die Inflationszeit verbrachte er als Lohnbuchhalter bei der Neptunwerft in Rostock. Von 1923-1927 arbeitete er in Hamburg zunächst als Statistiker bei der Deutsch-Russischen Transportgesellschaft (Derutra) und danach als Abteilungsleiter, wobei ihm der Aufbau und die Aufsicht über die Reisebüros in Leningrad, Moskau und Odessa oblagen. Zwei Rußlandreisen 1925 und 1926 waren damit verbunden.

Am 19. November 1926 heiratete er Vera von Minden aus Bad Schwartau. Aus seiner Reiseleitertätigkeit, die ihn nach Auflösung der Derutra zur Hamburg-Amerika-Linie führte, schied er im Januar 1932 freiwillig aus, um seinen alten Wunsch, als Wissenschaftler und Archivar arbeiten zu können, zu erfüllen. Nach Beschäftigung in Berlin am Institut für Archivwissenschaft und am Archiv in Berlin-Dahlem bestand er am 18. 3. 1933 sein Staatsexamen.

Am 21. 3. 1934 wurde er als Staatsarchivrat an das Geheime und Hauptarchiv in Schwerin berufen. Hier war neben Militär- und Familiengeschichte die Geschichte des mecklenburgischen Bauerntums sein Hauptarbeitsgebiet. Auf seine Veranlassung setzte die Mecklenburgische Urkundenbuchs-Kommission die Herausgabe der mecklenburgischen Bauernlisten fort. Von Dr. Tessin erschienen die Listen des Amtes Boizenburg (1937), des Amtes Bukow mit Poel (1938), von ihm und Dr. Endler die Listen der Ämter Feldberg, Fürstenberg, Strelitz und Wesenberg mit den Komtureien Mirow und Nemerow und dem Kloster Wanzka (1941). Die übrigen Listen von Stuhr, Steinmann, Endler, Engel und Tessin bearbeitet, liegen druckfertig im Schweriner Archiv. Das ganze Werk hätte in keinem anderen Land einen so umfassenden Aufschluß wie hier über die ländliche Bevölkerung Mecklenburgs vor dem 30jährigen Krieg gegeben.

Von 1939-1945 war Dr. Georg Tessin Soldat in einem Luftnachrichtenregiment. Er wurde nach vielfachen Einsätzen vom Gefreiten bis zum Hauptmann befördert und mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse ausgezeichnet.

Im Juni 1945 aus englischer Gefangenschaft nach Schwerin entkommen, wurde er von den Russen festgenommen und 3 Jahre lang im KZ Fünfeichen bei Neubrandenburg inhaftiert. Seine Frau, die 1946 nach Lübeck geflüchtet war, hatte in dieser Zeit keine Nachricht von ihm. Im Spätsommer 1948 gelangte er über Berlin nach Lübeck. 1949 war er im Fremdenverkehrsverband Nordmark in Hamburg tätig und seit Februar 1950 als Geschäftsführer des Verkehrsvereins in Schleswig. Hier leitete er auch mehrere Jahre die von ihm wieder aufgebaute Ortsvereinigung der Landsmannschaft Mecklenburg. Erst 1954 gelang es ihm, wieder in den Archivdienst zu kommen. Nach vorübergehender Tätigkeit in Göttingen und Wolfenbüttel trat er am 3. 5. 1955 in das Bundesarchiv in Koblenz ein und zwar als Archivrat der Abteilung Militärarchiv, die sich heute in Freiburg befindet. Nach seiner Pensionierung am 1. Juli 1964 setzte er seine wissenschaftliche Arbeit intensiv fort. Auf landsmannschaftlichen Veranstaltungen hielt er bis vor kurzem seine gern gehörten Vorträge über mecklenburgische Geschichte und mecklenburgisches Bauerntum. Am 6. Oktober 1973 wurde ihm in Ratzeburg der Kulturpreis der Landsmannschaft Mecklenburg verliehen.

Außer seinen Aufsätzen umfassen seine militärgeschichtlichen Arbeiten die Regimenter der europäischen Staaten, im 16.-18. Jahrhundert, insbesondere der deutschen Regimenter der Krone Schwedens bis zu den deutschen Verbänden und Truppen 1918-1939 und alle Waffengattungen des zweiten Weltkrieges einschließlich der Ordnungspolizei. In vielen Bänden dokumentiert sich hier eine wissenschaftliche Leistung größten Ausmaßes, die Dr. Georg Tessin als bedeutendsten Historiker auf diesem Gebiet ausweist.

Die Stiftung Mecklenburg hat zum 80. Geburtstag Tessins in ihrer Schriftenreihe Nr. 4 eine Festschrift herausgegeben, die unter dem Titel „Aus 1000 Jahren mecklenburgischer Geschichte" im Böhlau-Verlag in Köln erschienen ist und beziehungsreich zum Wirken unseres Jubilars eine würdige Geburtstagsgabe darstellt.

Dr. Fritz Hagemann 80 Jahre

Weitere fünf Jahre besinnlicher und schöpferischer Muße und unentwegt heimatlicher Verbundenheit im Leben unseres Caroliners Dr. Fritz Hagemann sind vergangen, seitdem wir seiner zum 75. Geburtstag gedachten und sein Schaffen, insbesondere als Essayist und Deuter des Werkes von Frank Wedekind und als eigenständiger Lyriker, würdigen konnten (vgl. Heft 70 unserer Zeitschrift, Seite 63/64). Unsere Freude, ihm unsere herzlichen Glückwünsche nun auch zum 80. Geburtstag am 27. Mai 1979 hier zum Ausdruck bringen zu können, ist groß!

Seine unverminderte geistige Regsamkeit und sein literarisches Schaffen ist in zwischenzeitlich erschienenen Heften unseres „Carolinum" und in freundschaftlichen Korrespondenzen bezeugt worden. Wir schrieben damals, daß der Mensch mit seiner Freude und seinem Leid, mit seinen mannigfaltigen Bezügen zur Schönheit und seinen zwischenmenschlichen Beziehungen im Mittelpunkt seiner Lyrik steht. Aus solchem innerlichen Bezug gelangt er ergriffen zu dem großartigen Vergleich in seinem Gedicht „Die Unbekannte":

„Ich kann dein stilles Antlitz nicht vergessen.
Welch eignes Schicksal steht für dich bereit!
Du Schöne kannst dich mit den Frauen messen
Der großen Maler aus der alten Zeit."

Möge auch im neuen und neunten Lebensjahrzehnt unserem Jubilar an der Seite seiner Gattin in deren heimatlichem Erlangen Freude am erfüllten Dasein zuteil werden!

Geburtstage

Am 27. Januar 1979 konnte unser Caroliner Fritz Niekrentz im Kreise seiner Familie, Freunde und früheren Mitarbeiter seinen 70. Geburtstag feiern. – Oberregierungsrat a. D. Konrad Evers, ehemaliger Vorsteher des Hauptzollamtes in Braunschweig, vollendete am 21. Februar 1979 sein 80. Lebensjahr. Er ist der Sohn des früheren Garteninspektors Paul Evers und seiner Ehefrau Emma, geborene Niekrentz, in Neustrelitz. Konrad Evers bestand Ostern 1917 das Abitur an unserem Gymnasium Carolinum. Seine Schwester, Frau Hildegard Rahn, geborene Evers, eine frühere Schülerin unseres Lyzeums, wohnt heute noch in Neustrelitz. – Konrektor a. D. Carl Friedrich Maaß in Mölln konnte am 9. März 1979 auf sein 85. Lebensjahr zurückblicken. Er ist Kulturpreisträger der Landsmannschaft Mecklenburg und Inhaber der Ehrenplakette der Stadt Mölln, deren Heimatmuseum und Bücherei er in jahrelanger Arbeit aufbaute. – Am 15. März 1979 beging Dr. jur. Hans-Otto Wulff, wohnhaft in Seedorf am Schaalsee seinen 80. Geburtstag. Er ist Ehrenmitglied der Landsmannschaft Mecklenburg und Freund und Bezieher unserer Zeitschrift „Carolinum". – Unser Caroliner Otto Sickert, seit 1927 in den Vereinigten Staaten wohnhaft und dort mit vielen Ehrenämtern betraut, vollendete am 16. April 1979 sein 75. Lebensjahr. – Am 21. April 1979 konnte unser Caroliner Günther Kosanke in Berlin auf sein 70. Lebensjahr zurückblicken. Sein Vater war seinerzeit Direktor der Beamten-Lebensversicherung, deren Dienststelle sich gegenüber dem Lyzeum befand und später nach Berlin verlegt wurde. – Dr. med. Hermann Flach in Dresden vollendete am 18. Mai 1979 sein 80. Lebensjahr. Sein Schwager war der allen Neustrelitzern unvergeßliche Hermann Warncke. – Herzogin Thyra zu Mecklenburg beging am 18. 6. 1979 auf Schloß Glücksburg ihren 60. Geburtstag. – Am 14. 7. 1979 wird Professor Dr. Friedrich Scheven in Hilden sein 89. Lebensjahr vollenden. Ihm verdankt unsere Zeitschrift manchen wertvollen Beitrag. – Amtsgerichtsrat a. D. Dr. Ernst Marung in Lübeck, Spätheimkehrer und Freund unserer

Carolinerschaft wird am 15. Juli 1979 sein 85. Lebensjahr vollenden. – Otthinrich Müller-Ramelsloh in Reinbek wird am 7. 10. 1979 seinen 75. Geburtstag begehen. Er ist neben seiner umfangreichen Tätigkeit als Rechtsanwalt in Hamburg auf literarischem Gebiet als Dramatiker und Lyriker hervorgetreten und auch als Philosoph bekannt geworden. Wir würdigen sein Schaffen an besonderer Stelle. – Am 14. 11. 1979 wird Schulrat a. D. Walter Burmeister in Meldorf 85 Jahre. Nicht zuletzt gratulieren wir unserem getreuen Caroliner Hans Hacker in Überlingen, der vor kurzem seinen 70. Geburtstag feierte und uns aus dem Nachlaß seines Vaters dessen plattdeutsches Manuskript über seine Lebenserinnerungen dankenswerterweise zur Verfügung stellte.

Vor 55 Jahren

Von rechts nach links: Gerstenberg Jenss Weissenborn Rugenstein Dörschner Pfestroff (?) Hustaedt Meincke Kröger Anders Flemming Laue von Ramm Schulze Schütte Deutschmann Scheuch Reuter am Ofen Studienrat Gerlach
1924 (Abitur 1929)

Gestorben

Am 31. 5. 1978 verstarb im Alter von 80 Jahren Hellmuth Biermann in Wiesbaden-Schierstein. Er war Abiturient unseres Gymnasiums Carolinum und nahm an fast allen Caroliner-Treffen in Marburg teil. Um ihn trauern seine Frau Johanna Biermann, geborene Holthusen, Schülerin unseres ehemaligen Lyzeums, und zwei Söhne nebst Familien. – Im November 1978 verstarb im 89. Lebensjahr Frau Anita Wendland, geborene Giese, früher Liepen bei Glienke im Kreis Stargard. Sie war die Mutter von Frau Hertha Stech, Gattin unseres Caroliners Dr. Hermann Stech in Hannover, und von Frau Ruth von Amsberg in Lübeck. – Am 3. Dezember 1978 entschlief die Lehrerin i. R. Elsa Kolander, geborene Reißmann. Sie war am 9. 5. 1891 in Neustrelitz geboren und besuchte dort die Höhere Töchterschule. – Oberstudienrat a. D. Dr. Gerhard Böhmer in Warendorf wurde dort am 4. Dezember 1978 durch den Tod abberufen. Er hat sich als Schriftsteller, Forscher und Sammler einen Namen gemacht und war Kulturpreisträger der Landsmannschaft Mecklenburg. Unsere

Zeitschrift hat er durch viele heimatkundliche Beiträge bereichert. – Am 18. Dezember 1978 verstarb in Schleswig Frau Irmgard Jöhnk, geborene Arndt, im Alter von 74 Jahren. Sie war eine Tochter des früheren Steuersyndikus Arndt in Neustrelitz und im Beruf Oberzeichen- und Kunstgewerbelehrerin. –

Am 23. September 1978 verstarb im Alter von 90 Jahren unser Alt-Caroliner Marine-Oberbaurat a. D. Walther Proschwitzky, wohnhaft zuletzt in Lütjensee. – Frau Paula Stolzenburg, geborene Grobbecker entschlief am 6. Dezember 1978 im Alter von 83 Jahren. Sie stammte aus Wesenberg und wohnte zuletzt in Berlin. Über ihre verstorbene Brüder berichten wir unter „Briefen". – Am 13. Febr. 1979 wurde im Alter von 86 Jahren Frau Tilla Schäfer, geborene Glaser, heimgerufen. Sie war die Mutter unserer Caroliner Hans-Dieter und Dr. Horst Schäfer (s. auch „Aus Briefen").

Unser früherer Realschüler Curt Knorr teilt uns mit, daß seine Schwester Lotte, zuletzt wohnhaft in Berlin-Tegel, nach langer schwerer Krankheit am 8. 1. 1979 im Alter von 72 Jahren verstorben ist. Die Eltern wohnten von 1913-1920 in Strelitz-Alt, wo Lotte Knorr zunächst die Bürgerschule besuchte. Sie war danach wenige Jahre auch Schülerin unseres Lyzeums in Neustrelitz.

Am 7. Mai 1979 starb in Kapstadt Wend Wendland, geb. am 20. 11. 1912. – Wir berichteten aus einem Brief von ihm in den „Vermischten Beiträgen" zu Heft 79.

Im Alter von 91 Jahren verstarb im Senioren-Wohnsitz zu Ratzeburg am 13. 1. 1979 Rudolf Seidel. Er war ebenso wie sein vor Jahren verstorbener Bruder Konrad Seidel Schüler unseres Carolinums. Er war früher in Berlin tätig.

Foto: A. O. Scheich, Flensburg-Mürwik

Anastasia †

Prinzessin Friedrich Ferdinand zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Herzogin zu Mecklenburg, die jüngste Schwester unseres Herzogs Christian Ludwig zu Mecklenburg verstarb am 25. Januar 1979 in einem Hamburger Krankenhaus. Sie war am 11. November 1922 als jüngstes Kind und zweite Tochter des ehemaligen Großherzogs Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin und seiner Gemahlin Alexandra, Kgl. Prinzessin von Hannover, Großbritannien und Irland, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg, in Gelbensande geboren. Am 1. September 1943 heiratete sie den Prinzen Friedrich Ferdinand zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, ehemals Schwadronschef im Kav. Regiment 14 zu Ludwigslust, jetzt Oberst d. Res. der Bundeswehr. Von einem Gut in Schlesien kam sie gegen Ende des letzten Weltkrieges im Treck nach Ludwigslust und fand danach im Schloß Glücksburg Aufnahme. Aus ihrer Ehe stammen 4 Töchter, von denen die älteste, Prinzessin Elisabeth, mit Ferdinand Heinrich Prinz zu Ysenburg und Büdingen verheiratet ist und bereits einen Sohn hat. In Glücksburg war Prinzessin Anastasia aktiv im Deutschen Roten Kreuz tätig, sie sang im Chor und war Ehrenmitglied der Frauenabteilung der Friedrichsgarde. Ihr frohes Wesen machte sie im Kreise ihrer Familie und auch außerhalb sehr beliebt.

An der Trauerfeier in der Schloßkapelle und an der Beisetzung auf dem Friedhof an der Auferstehungskirche in Glücksburg nahm auch der Vorsitzende unserer Carolinerschaft teil. Er hatte dabei Gelegenheit, auch den jungen Herzog Borwin zu Mecklenburg zu sprechen, der aus dem Strelitzer Herzogshause stammt.

Die humanist. Caroliner (Abitur 1930) im Sommer 1929

sitzend (v. links): Ludwig Brenne (†), Walter Schneider, Oberstudienrat, Dr. Hordorff, Bernhardine Tusche (†), Gerhard Koll, Arthur Denkinger.

stehend (v. links): Fritz Westphal (†), Ingmar Flemming, Christian Pauli (†), Hermann Bingel, Douglas Graf von Bernstorff.

Aus Briefen

H. D. Schäfer: Lieber Michel Ludewig, der Anlaß dieses Schreibens ist leider traurig. Ich muß Dir mitteilen, daß meine Mutter am 13. 2. 1979 gestorben ist. Ich teile Dir dies in ein paar persönlichen Zeilen mit, weil ich hoffe, auf diese Weise wieder einen kleinen Kontakt mit den Carolinern schaffen zu können. Meine Mutter ist am 4. 8. 1978 86 Jahre alt geworden. Man kann wohl sagen, daß sie ein gesegnetes Alter erreicht hat und daß sie ein erfülltes Leben hinter sich hatte. Seit langem stand sie innerlich mit dem Tode auf Du und Du, obwohl sie eigentlich nicht leidend war, wenn man einmal von einigen Altersmalaisen absieht. Ihre Heiterkeit, die wohl ein Erbe ihrer süddeutschen Herkunft war, hat sie bis zum letzten Tag nicht verlassen.

Neustrelitz hat sie sehr geliebt. Wir sprachen oft, wenn wir zusammen waren, von dieser Zeit. In dem Seniorenheim in Kassel, wo sie ein wunderschönes Appartement bewohnte, hing eine ganze Serie von Fotos von dort an der Wand.

Bei dieser Gelegenheit ein kurzes Wort „von mir über mich". Ich werde in Kürze 63, im Laufe dieses Jahres lasse ich mich pensionieren. Schwerpunkt meiner derzeitigen Tätigkeit ist die Elektrifizierung der Strecke Rheine – Emden – Norddeich. Das möchte ich gern noch fertig kriegen, um einen anständigen Abschluß zu haben. Leider ist infolge einer Bürgerinitiative in Münster die Fertigstellung in diesem Jahr gefährdet. Vielleicht interessiert es Dich als alten Segler, daß ich mir z. Z. eine Segeljacht kaufe, die im Sommer nach Griechenland transportiert wird, wo sie an einer einsamen Stelle in der Ägäis meiner Frau und mir noch einige Jahre Urlaubsfreuden schenken soll. Damit geht ganz unerwartet ein bisher für aussichtslos gehaltener Wunsch in Erfüllung. Ich hoffe, daß dieser Brief Dich in guter Verfassung antrifft. Mit herzlichen Grüßen Dieter Schäfer.

Heinz - Dietrich Stolzenburg, Berlin: Wie Sie der beigefügten Todesanzeige entnehmen können, ist meine in Wesenberg/Mecklenburg geborene Mutter im letzten Monat hier in Berlin

verstorben. Den Nachlaßsachen habe ich entnommen, daß sie den Wunsch hatte, auch Ihnen resp. der Schriftleitung des „Carolinum", das sie viel und gern gelesen hat, dies mitzuteilen. Sie war allerdings m. W. nicht selbst Schülerin des Carolinum; die besondere Verbindung ergab sich vielmehr aus der Tatsache, daß alle ihre Brüder, die sie sämtlich überlebt hat, seinerzeit dort zur Schule gegangen sind. Für den Fall, daß irgendwie Informationsinteresse besteht, führe ich nachfolgend diese Geschwister auf:

Adolf Grobbecker, geb. 1889, Zahnarzt in Frankfurt/Oder,
Richard Grobbecker, geb. 1891, im 1. Weltkrieg gefallen,
Hermann Grobbecker, geb. 1893, Angest. in Rostock,
Hans Grobbecker, geb. 1897 Studienrat in Friedland,
Karl Grobbecker, geb. 1901, Prof. (Agrarw.) in Gießen.

Dr. Friedrich Rosenthal

Nachruf vom Tode von Prof. Dr. Hans Erich Stier:

. . . Die betrüblichste Nachricht, die ich seit sehr langem erhalten habe, ist die meines besten Freundes, Hans Erich Stier, des besten, treuesten Frundes, den ich in diesem hatte. Ich wußte von seiner Krankheit, war aber unvorbereitet auf die Nachricht von seinem so frühen Tode.

. . . Mit Hans Erich Stiers Tode ist ein erheblicher Teil von mir selber verschwunden; denn die besten Erinnerungen meines Lebens bleiben mit ihm verbunden. Nie kann ich seine treue Freundschaft vergessen, eine fides obstinata, eine unerschütterliche Treue, wie ich sie nur ein Mal auf dieser Welt, in Hans Erich Stier, gefunden habe. – „Doch wer im Gedächtnis seines Freundes lebt, der ist nicht tot, der ist nur fern". „Nehmt alles in allem, wir werden niemals seinesgleichen sehen".

Die Strapazen der Existenz, die Schrecklichkeiten unseres Zeitalters, die Enttäuschungen des Lebens, die anstrengende harte, lebenslange Arbeit waren für seine edle gütige Seele zu viel und verursachten zu früh die Symptome des Alters, sein langes Leiden und seinen allzu frühen Tod. Seine gütige große Persönlichkeit, sein wahres Menschentum, der Adel seiner Seele, seine großen wissenschaftlichen Leistungen, all dies wird ihn für immer überleben. Sein Leben war ein großer Erfolg im Erreichten und ein großer Erfolg gegen alle Widerstände. Zeit seines Lebens war er eine überragende Persönlichkeit. Ich bin dem Schicksal dankbar, das mir diesen Freund gab, ich bin sehr betrübt, daß wir ihn so früh verlieren mußten. – Mein eigenes Leben hatte einen Wert, weil es mir die Freundschaft mit Thomas Mann, Heinrich Mann und Hans Erich Stier, diesen aufrechten, großen, edlen deutschen Männern, brachte."

Doch jetzt bin ich selber müde und muß schließen. Wenn Sie wollen mögen Sie alles oder Teile oder Auszüge oder einzelne Sätze aus diesem Brief in der CZ unter Briefen veröffentlichen. Dies ist ohne vorherige Absicht ein „Nachruf" auf einen großen Caroliner geworden, auf meinen Freund Hans Erich Stier.

Otto E. Heipert

Bonn-Venusberg, den 2. Februar 1979

Lieber Herr Heitmann!

Wenn ich erst heute dazu komme, Ihnen für Ihren überaus freundlichen Brief vom 19. Dezember v. Js. zu danken, so geht das auf mancherlei Gründe zurück, die in den abgelaufenen zweieinhalb Monaten liegen. Da war zunächst die mich nicht wenig beanspruchende Abschiedsphase in Oslo, die sogleich nach meiner Rückkehr in der zweiten Oktoberhälfte einsetzte und bis in den Dezember andauerte. Höhepunkte waren die Abschiedsaudienz beim König am 21. November, das Abschiedsessen von der Norwegischen Regierung und der Abschiedsempfang mit dem Diplomatischen Corps. Tiefpunkte das Ausräumen der Residenz, das Verladen des Umzugsgutes und das eingeschränkte Leben darin während der letzten nahezu drei Wochen. – Aber so ist das nun einmal, wenn man nach 22jähriger Welt-Wanderschaft nun endgültig den Heimathafen anläuft. Anschließend kam dann noch das Wiedereinräumen und – seßhaft werden in unserer – zum Glück bereitstehenden – Wohnung auf dem Bonner Venusberg, von wo wir einmal vor fast 23 Jahren in die Welt hinauszogen. Stationen: Kap der Guten Hoffnung von Februar 1957 bis Oktober 1962, Damaskus (als ständiger Vertreter des Botschafters und Geschäftsträger) von Oktober 1962 bis Mai 1965. Mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu neun arabischen Ländern im Zusammenhang mit der Anerkennung des Staates Israel folgte eine Zwischenzeit im Auswärtigen Amt als Leiter des Referats für Afrika südlich der Sahara in der Abteilung für Handels- und Entwicklungspolitik und als Leiter des Personalreferats für den gesamten höheren auswärtigen Dienst, bis ich ab Februar 1968 bis April 1974 im Range eines Ministerialdirigenten Chef der neu

errichteten Handelsmission in Prag und ab April 1974 bis zum Eintritt in den Ruhestand im Dezember 1978 Botschafter in Oslo wurde. So erstreckt sich meine Laufbahn vom Kap der Guten Hoffnung bis zum Nordkap, und unsere Erdenfahrt ist nach fast 23 Jahren rund 40 m entfernt von dem Ausgangspunkt auf dem Venusberg in der Sertürner Straße 2 (Ausgangspunkt Sertürner Str. 11) geendet.

Über jede der vier Hauptstationen ließe sich nicht nur ein langer, sondern auch ein spannender Bericht schreiben: Die Geburt der Republik Südafrika 1962, die Baath-Revolution 1963 im Nahen Osten (Syrien und Irak), den „Prager Frühling" 1968 bis zum Einmarsch der Warschauer Pakt-Truppen in der Nacht vom 20./21. August 1968, die Wiederaussöhnung mit Norwegen, dessen Nordsee-Erdölboom und die beginnende deutsch-norwegische Energie- und Industrie-Zusammenarbeit, an der ich mitwirken konnte. Fürwahr eine interessante Palette für ein Berufsdiplomatenleben. Und als kleinen Abschiedsgoldsaum gab es dann noch die Verleihung der höchsten Ordensstufe des Königl. Norwegischen St. Olav-Ordens – des Großkreuzes – durch König Olav V und – außer einem Abschiedsessen seitens der Norwegischen Regierung – auch noch im Januar d. Js. eine Verabschiedung durch Staatssekretär van Well in der Direktorenrunde im „Bismarck-Zimmer" des Auswärtigen Amtes.

So kann ich wohl dankbar auf ein reiches Berufsleben zurückblicken, möchte aber auch künftig noch an einigen nützlichen Aufgaben mitwirken, die auf dem Gebiete der schulischen und beruflichen Bildung für junge Menschen liegen. Seit Mai 1976 gehöre ich dem Präsidium des größten freien Bildungs- und Ausbildungswerkes in der Bundesrepublik – dem Christlichen Jugenddorfwerk Deutschlands – an, das mit rd. 2400 hauptamtlichen Mitarbeitern im abgelaufenen Jahr 60 000 junge Menschen in Schul- und Berufsbildung angeleitet und begleitet hat.

So möchte es fast scheinen, daß sich auch hier ein Kreis von unserem unvergeßlichen „Carolinum", das mir das ganze Rüstzeug für mein Leben gab, mit dem großen Bogen von Süd nach Nord nun zum Christlichen Jugenddorfwerk Deutschlands wieder schließt. Gerne möchte ich die kostbare Saat aus meiner Carolinerzeit in diesen Abschnitt – der wohl als Herbst- und Erntezeit gelten kann – einbringen.

Darum ist es mir auch immer eine Freude, die Verbindung zum Carolinum und zu den Carolinern zu erleben, wie es so harmonisch in Lübeck und Schwartau am 14. Oktober der Fall war. Und Ihnen möchte ich für die neu gefestigte Verbindung danken und nicht zuletzt für die Glückwünsche zum 65. Geburtstag und den damit verbundenen Eintritt in den Ruhestand. Ich selbst möchte diese Zusammengehörigkeit pflegen und die Bande nicht mehr abreißen lassen.

Ihnen, lieber Herr Heitmann, meine herzlichen Grüße und Dank für die guten Wünsche, die ich aufrichtig erwidere.

Ihr Otto. E. Heipert

Otto Sickert, Cranford, April 26, 1979: Mein lieber Peter. Als wir heute auf dem Boden aufräumten, fand ich viele Sachen, einige davon, die ich hiermit einlege.

1) Staatsausweis. Sicherlich haben das sehr wenige Neustrelitzer, denkst Du nicht auch so?

2) Einen Brief vom Januar 1941 von Joseph Turnau. Zu meiner Zeit war er Regisseur vom Landestheater. Ich kann mich noch ganau entsinnen, wie er den Evangelimann gesungen hat. Hier in USA wurde er der Leiter der National Symphonie in Washington. Von Neustrelitz ging er zum Landestheater in Karlsruhe und hinterher zum Burgtheater. Sicherlich sind da noch einige alte Caroliner, die sich seiner entsinnen. - - - Außerdem habe ich seit letzter Zeit sehr viel Korrespondenz mit Dr. William Niederland in Englewood, New Jersey. Ich werde ihn eines guten Tages besuchen. - - -

Letzte Woche habe ich auch dem hiesigen Rotarier Club den Wimpel von Berlin überreicht, den mir Walter Sickert zu meinem 75. Geburtstag schickte. Er ist stellv. Präsident des Abgeordneten-Hauses. - - - Zum Schluß herzliche Grüße - - - Wie immer Dein Otto Sickert.

Hans Hacker, Überlingen, 14. Nov. 1978

„Bewältigte Vergangenheit" – ganz privat.

Ich danke Dir sehr herzlich für Deine Glückwünsche zum 70. Das schönste Geschenk war der Abdruck „Dener un Saldat" im „Carolinum", dessen Schriftleitung, insbesondere aber Dir, lieber Roderich, ich herzlichen Dank sagen möchte. Du hast sicher viel Mühe damit gehabt. Mein Vater würde, wie auch beim Erscheinen des ersten Bandes, gesagt haben: „Kiek an, wat ut son'n Taglöhnerjung all's warden kann, un nu sogar int' „Carolinum", für das er eine große Hochachtung hatte.

Mein schönstes Erlebnis in diesem (70.) Jahr war meine Reise nach Kreta nach 34 Jahren.

Kurz zwei einmalige Begegnungen:

Komme ich da gleich am ersten Vormittag zum („meinem") Hafen herunter, gehe zum offenen Friseurladen neben meinem damaligen Büro, frage auf englisch: „Were you staying here, during the war?" Sagt einer von den sechs Kunden, indem er mich (nicht unfreundlich) anblickt: „During the war?" Und dann: „You are the lait german „Hafenkommandant". I was a little boy and you – er zeigte auf den Unterarm – auf deutsch „zweieinhalb" stripes." Dann erzählte er laut auf griechisch – es waren inzwischen noch mehr Leute erschienen – daß ich mich auf Bitten des Erzbischofs beim Festungskommandant Kreta dafür mit Erfolg eingesetzt hätte, daß die für den Hafen wichtigste, 900 m lange Westmole nicht gesprengt wurde (die Sprengkammern waren schon gebohrt). Alles strahlte im Laden, alle wollten mit mir und meiner Frau, die staunend alles mitangehört hatte, anstoßen. So „bewältigte" ich nach 34 Jahren ein Stück Vergangenheit. Es machte mich sehr froh, wie auch noch einige andere überaus freundliche Begegnungen (ohne irgendwelche offiziellen Stellen) – Eine sollte aber noch erwähnt werden. Nach Besichtigung der weltberühmten Ausgrabungen von Knossos ging ich mit meiner Frau etwas abseits, um den deutschen Soldatenfriedhof zu besuchen, zu dem ich damals – leider oft – hinausmußte. Auf dem Weg waren zwei ältere Männer dabei, einen Zaun zu ziehen. Ich fragte sie auf deutsch (jermanica), englisch, mit Händen und Füßen und Lexikon nach dem Friedhof. Sie erklärten mir, daß er verlegt wäre. Dann „Du jermanica?" Ich: „ja, jermanica, Kommandant limani (Hafen)". Großes Staunen. Plötzlich streckt er mir mit strahlendem Gesicht die Hand hin und sagt: „Du Kommandant, ich Partisan".

Und das nach 34 Jahren.

Hans Hittenkofer vom Polarkreis zu den Palmen am Bodensee (15. Juli 1978)

Von rechts nach links: Frau Ruth Leusch Hans Hittenkofer Frau Hacker Hans Hacker

Überlingen, 10. 3. 1979

Da war noch etwas, was auch unmittelbar mit dem „Carolinum" zusammenhängt:

Mein Dolmetscher (damals im Krieg) war ein Studienrat am Gymnasium in Heraklion Dr. A. Er hatte in Heidelberg Deutsch und Germanistik studiert. Als ich einmal bei ihm eingeladen war, saß auch sein Sohn mit im Zimmer, ein junger Student. Wir sprachen über Literatur, Kunst und Geschichte. Dann ging das Gespräch weiter über Minoische Kultur, Knossos pp. Dabei erzählte ich den staunenden Griechen, daß ein früherer „Schulkamerad vom Carolinum" in Neustrelitz, Heinrich Schliemann auf dem Acker von Knossos, unter dem er den Minos-Palast vermutete, gestanden hatte, den Preis dafür aber nicht bezahlen konnte. So konnte der Engländer Evans 10 Jahre später den Acker erwerben, graben und den Ruhm ernten. Als ich jetzt dort war, fand ich das Haus wieder, wurde von dem Sohn des Dr. A., der 1964 verstorben war, sehr herzlich empfangen. Aus dem jungen Studenten von damals war Professor A. geworden, langjähriger Direktor des weltberühmten Archäologischen Museums in Heraklion, jetzt Professor an der Universität Rethymnon. Er schrieb mir jetzt zu Neujahr u. a.: „Es war wirklich seltsam, trotz des Krieges war man damals auf Kreta in der Lage, ruhig über Kultur und Musik stundenlang zu sprechen".

Was würde wohl Stud. Rat. (Kunst-)Meyer, der uns damals mit soviel Einsatz an Griechenland heranführte, dazu sagen?

Marie Hager
und die Stargarder Malerschule

– Gemälde und Aquarelle –

Ausstellung der Stiftung Mecklenburg
vom 9. Juni bis 30. September 1979
im Kreismuseum im Herrenhaus am Domhof in Ratzeburg

Wir empfehlen allen Carolinern und Freunden den Besuch dieser Ausstellung. Die Malerschule in Burg Stargard hat über unsere Strelitzer Heimat hinaus große kunstgeschichtliche Bedeutung. – Wir berichten hierüber und bringen den Einführungsvortrag im nächsten Heft unseres „Carolinum".

Beitragszahlungen

Unser Schatzmeister bittet dringend darum, alle noch rückständigen Mitgliedsbeiträge a l s b a l d auf sein vorgenanntes Postscheckkonto zu überweisen und künftig die Beiträge innerhalb des ersten Quartals jeden Jahres zu entrichten.

****

WIR RUFEN HIERMIT ALLE CAROLINER UND FREUNDE
ZUR TEILNAHME AM

10. CAROLINER-TREFFEN

IN MARBURG VOM 7.–9. SEPTEMBER 1979 AUF!

Veranstaltungsfolge:

Freitag, 7. 9. 79	15.00 Uhr	Vorstandssitzung
im Kurhotel Ortenberg	16.30 Uhr	Hauptversammlung der Carolinerschaft mit Tätigkeits-, Rechenschaftsbericht und Wahlen zum Vorstand
	20.00 Uhr	Begrüßungsabend mit Gesangsvortträgen von Frau Anneliese Schlicht, geb. Krause
Sonnabend, 8. 9. 79	10.00 Uhr	Gottesdienst in der St. Elisabeth-Kirche. Es predigt Pfarrer Wolfgang Michaelis. Die Orgel spielt Oberstudienrat a. D. Joachim Heise. Zur weiteren musikalischen Gestaltung dieses Gottesdienstes trägt das Orchester des Gymnasiums Philippinum in Marburg unter seinem Dirigenten Pusch bei.
	13.15 Uhr	gemeinsames Mittagessen im Kurhotel Ortenberg Der Sonnabendnachmittag steht alsdann zur freien Verfügung.
	20.00 Uhr	Gesellschaftlicher Abend im Kurhotel Ortenberg
Sonntag, 9. 9. 79		Am Vormittag besinnlicher Ausklang im Kurhotel Ortenberg

Zu den Veranstaltungen dieses 10. Carolinertreffens wird ein Eintrittsgeld erhoben, das sich nach den erwachsenden Unkosten richten wird. Um möglichst vielen die Teilnahme auch finanziell zu ermöglichen, bitten wir herzlich um Spenden für dieses Treffen, die auf das Konto unseres Schatzmeisters Michel Wolfgang Ludewig in Bad Schwartau beim Postscheckamt Hamburg Nr. 1362 92 - 206 zu überweisen sind.

Anmeldungen zum gemeinsamen Mittagessen sind möglichst bis zum 25. August 1979 an unseren Vorsitzenden Peter Heitmann, Brahmsstr. 27, 2400 Lübeck, zu richten.

****